



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Dreihundertdreiunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 4.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die Hochstapler.

Roman  
von

Hans Wachenhusen.

V.

Vor dem Thore von Granada, im Thal versteckt unter knorrigen Delbäumen, hielt auf der Straße nach Loja um Mitternacht ein mit acht Maulthieren bespannter Wagen. Der Mond war noch hinter den Höhen der Sierra de Ronda versteckt. Während der Postillon die unruhigen Thiere bändigte, schritt Wolf, nicht minder unruhig, unter den von wilden Reben umschlungenen Bäumen hin und her. Ihm war's so sonderbar zu Muth. Ein Weib sollt' er entführen! . . .

Zwei Gestalten erschienen endlich, sich sorgsam im Schatten der Bäume haltend — sein Diener, der ein mit Metall beschlagenes Kästchen auf der Schulter trug, und neben ihm eine schlanke Frauengestalt, tief verhüllt unter der Mantille.

„Den Armero schläft,“ flüsterte Lucy, ihm ihre Hand in die seine legend, zitternd und nicht wagend, zu ihm aufzuschauen.

Schweigend bot ihr Wolf den Arm; den Muth des Mädchens bewundernd, führte er dasselbe an den Wagen. Noch einmal zögerte ihr Fuß, als er schon die Hand unter ihren Arm gelegt. Er fühlte, wie bange ihr Herz klopfte, und das seine begann dasselbe Tempo. Wie eine Feder hob er sie in den Wagen.

Kein Wort ward gewechselt; der Diener schwang sich zum Postillon, dieser trieb die Maulthiere an und von einer Staubwolke umwirbelt jagte das Gefährt den sich im Süden am Himmel abzeichnenden Bergen entgegen.

Wolf überlegte, neben Lucy sitzend, daß er zu einer Entführung gekommen, er wisse nicht wie. Liebt' ihn dieß originelle Mädchen? Liebt' er es? Er wußte es nicht. Sie hatte sich ganz seiner Ehrenhaftigkeit übergeben und das machte ihn stolz; er spielte Don Armero, der ihn so kalt behandelt, einen Streich, und das war ihm eine Genugthuung.

Sie schwiegen Beide. Lucy saß mit von der Mantille umdunkeltem Antlitz in die Ecke gelehnt; vielleicht erwog sie erst jetzt die ganze Bedeutung dessen, was sie gethan, und Wolf schonte ihr Anschauen. Die Nacht war still, die Maulthiere griffen immer

schneller aus, der Postillon rief mit seinem Carajo und Caramba bald das eine, bald das andere zur Eile an.

Endlich erschreckte Lucy ein Geräusch von Stimmen auf der Landstraße. Sie fuhr mit leisem Angstlaut auf, zitternd vor möglicher Verfolgung drängte sie sich an Wolf und der legte beruhigend den Arm um sie.

Das Eis war gebrochen, aber er wagte noch immer kein Wort. Er fühlte wieder, wie ängstlich ihr Herz gegen seine Brust klopfte. Aber jetzt ward Alles wieder still; es war keine Gefahr. „Es wird Niemand wagen, sich mir in den

Weg zu stellen!“ tröstete er Lucy, und diese, beruhigt durch die Zuversicht, mit der er sprach, that einen Seufzer der Erleichterung. Sie wollte sich aufrichten; Wolf's Arm aber ruhte unbeweglich um ihren Leib und furchtsam duldete sie es wie ein Kind.

Er glaubte endlich zu ihr sprechen zu müssen, und als er es that, fand sie die Gelegenheit, sich ihm zu entwenden. Er bat sie, ihm ihr ganzes Vertrauen zu schenken, und seine Stimme schien ihr Muth in das schwer bedrückte Herz zu flößen.

Mit der Offenherzigkeit, mit welcher die Spanierin selbst dem Fremden einen Blick in ihre häuslichen Verhältnisse gewährt, erzählte sie von ihrer Mutter, ihrem Vater, der so früh und fern von den Seinigen gestorben. Dann plötzlich brach sie ab, ihr Kinn fiel auf die Brust, und Wolf respektirte ihr Schweigen.

Stunden verstrichen; Lucy schien in Schlummer versunken; aber sie wachte, sie horchte furchtsam auf jedes Geräusch, und so graute dem schon der Morgen zwischen hohen, von Moen und Fleigen überhangenen, steilen Felswänden in die enge Thalschlucht, als der Postillon, mit der Peitsche knallend, in dem zwischen die Berge eingeklemmten Weiler von Santa Fé vor einem elenden, haufälligen Hause hielt, in dessen offenem Thor wartend und sich gegenseitig beißend frische Maulthiere standen.

Mit einem Carajo nach dem Moxo rufend, hieb der Postillon mit dem Peitschenstiel auf die Hausthüre, daß es dröhnte. Die Thür öffnete sich und die Klütze zurückgebend trat ein dicker Patron aus dem sich weit hinter ihm aufstühenden Thor in die fußhoch mit weißem Staub bedeckte Straße, um unter heftigem Wortwechsel und jedes der Maulthiere bei seinem Namen rufend, beim Ausführen derselben behülflich zu sein.

Man war inmitten der Sierra, in dem wildesten Theil derselben, dessen von dichter Waldung tief geklüftete Wege, verhängt oft durch die Aeste der Bäume, unwegsamer noch durch von den Felsengraten herabgefallenes Geröll, in dem Grau des Morgens durch ihre Einsamkeit eine das Herz beengende Romantik boten.

Wolf, vor dem Wagen stehend, warf einen mißtrauischen Blick auf den Mann, der in Hemdärmeln, mit der blauen Schürze und dem verwitterten Sombrero auf dem Haupt, auch ihn neugierig musterte.

Der Postillon sei noch nicht aufgestanden, aber er komme sogleich, rief der Mann ihm zu, und jetzt thaten sich auch die Läden des Hauses auf. Ob er nicht eintreten



Liesbeth. Nach einem Gemälde von H. Schmichen. (S. 39.)

und eine Erfrischung nehmen wolle, bis die Maulthiere eingespannt seien?" fragte der Posthalter.

Wolf blickte in den Wagen. Er sah, wie Lucy, von Schlafrunkenheit fast übermannt, in die Ecke gesunken war. Als sie ihn wahrte, richtete sie sich auf.

"Mich dürstet," sagte sie. "Der Staub hat mir den Gaumen gedörret. Wo sind wir?"

Niemand hätte weniger darauf Auskunft geben können als Wolf.

"Sie werden besser thun, sich dem Staub zu entziehen, den die Thiere hier aufwerfen. Der Morgen graut. Man bietet uns drinnen eine Erfrischung."

Willenlos überließ sich Lucy seinem Arm, er hob sie aus dem Wagen und führte sie durch die Staubwolke in das Haus der elenden Posada.

Ein großer Raum, zugleich Gaststube und Küche, empfing sie hier; ein altes Weib von dunkler Farbe und echt maurischem Gesichtstypus trat ihnen in schmutziger Kleidung mit höflichem „quiere Usted?“ entgegen. Nur Wein, Brod und Wasser sei zu haben, sagte sie.

Sie schritt zum Rauchfang, öffnete einen Holzzapfen an dem in demselben hängenden, mit Wein gefüllten Vocksfell, setzte den Wein auf den Tisch und ging hinaus, um am Brunnen Wasser zu holen.

Als sie wiederkehrte, schlug Lucy gerade die Mantille zurück, um die vom Staub schmerzenden Augen zu feuchten. Sie warf einen Blick auf die Alte, die ihr eben wieder den Rücken wendete, um Weißbrod zu holen, fuhr erschreckt zusammen und ließ die Mantille wieder über die Stirn sinken. Furchsam warf sie unter derselben einen Blick umher auf den weiten, noch halb dunklen Raum und erzitterte schauernd.

"Was ist Ihnen?" fragte Wolf, als sie sich so bange erhob.

"O nichts! ... Nicht hier!" flüsterte sie. "Lassen Sie uns fort von hier!" Schwankend bewegte sie sich zum Ausgang, die Mantille tief über das Gesicht ziehend. "Lassen Sie uns eilen!" bat sie auf dem Flur, als Wolf ein Geldstück auf den Tisch geworfen und sie eingeholt hatte. Sie suchte seinen Arm und schmiegte sich bange an ihn.

Draußen wurden soeben die frischen Maulthiere eingespannt. Lucy sah mit neuem Erzittern den Brunnen vor der Thür des Hauses, an welchem eben ein Knecht sich Hände und Gesicht wusch. Sie schnell abwendend, setzte sie den Fuß in den Staub, ließ Wolf's Arm und flüchtete in den Wagen.

"Sonderbar!" Er schaute argwöhnisch umher. "Ein Wirthshaus, nicht schlechter und nicht besser, als sie alle hier sind!" Mit gekreuzten Armen stand er da, zuschauend, dann in sich versinkend, bis ihn der Postillon, ein Hursche mit verschmitztem Gesicht, durch sein „vamos, Caballero!“ aus dem Nachdenken rief.

Unter großem Schellengeläute setzte sich der Zug wieder in Bewegung, thalwärts, immer tiefer in die Schlucht hinein, daß die Reste über die Wagenbedcke scharrten, dann wieder bergauf, immer zwischen den freidigen Wänden der Felsen, hier über einen herabgefallenen Stein, dort über eine Baumwurzel jagend, während der Postillon schreiend die Thiere zur Eile rief, denn der Caballero gebe sicher ein glänzendes Trinkgeld.

Wolf richtete eben die Frage an Lucy, was sie aus jener Posada vertrieben, als diese mit einem Schrei zusammenfuhr. Zu beiden Seiten des Wagens erhoben sich dicke Staubwolken; das Schellengeläute hatte den Anruf zweier mozos de la guardia, zweier Gendarmen, überläutet, die jetzt neben dem Wagen erschienen und von denen der eine voran sprenzte, um den Maulthieren in die Fügel zu fallen.

"Don Armero!" flüsterte Lucy, in Todesangst zusammenzuckend.

Der Wagen hielt unter lärmendem Protest des Postillons. Wolf, sich hoch aufrichtend, verließ denselben und musterte mit größter Ruhe seine beiden Gegner, schwächliche Kerle auf staub- und schweißbedeckten, mageren Thieren.

Der Sprache nicht mächtig, verlor er kein Wort. Er gebot seinem Diener, den Einen derselben zu beschäftigen, schritt, den Revolver in der herabhängenden Hand, zu dem mit dem Postillon in schreiendem Wortstreit begriffenen Andern, ergriff mit muskulöser Hand das Kopfzeug seines Pferdes, bog den Hals desselben herab und setzte dem Thier die Mündung des Revolvers hinter das Ohr.

Lautlos sank dasselbe zusammen, ehe der Reiter diese Weise des Angriffs hatte wehren können. Fluchend den Säbel schwingend, stellte sich der Gendarm wieder auf die Beine, blickte aber betroffen und entmuthigt zu der Riesengestalt seines Gegners hinauf. Lachend griff Wolf in die Tasche und ließ ihm schweigend die Wahl zwischen einer großen Goldunze und seinem Revolver.

Der Gendarm schien unschlüssig, aber auch gar nicht bereit, sich mit dem Riesen in ernstlichen Kampf einzulassen. Er schaute verlegen auf seinen Kameraden, der, gefolgt von dem Diener, ihm zur Hülfe eben heransprengte.

Ein zweiter Schuß machte auch diesen sattellos. Aber mit Klüchen und geschwungener Waffe drang er auf Wolf ein.

Dieser entwand ihm die Waffe mit einem zerquetschenden Druck seiner Hand, dann wandte er sich an den Andern, der die Unge schon eingestekt.

"Lumpengesindel, geht mir aus dem Wege!" rief er, auch dem Andern ein Geldstück zuwerfend. "Vamos!" herrschte er den Postillon an, stieg in den Wagen zurück und während die Maulthiere sich wieder in Bewegung

setzten, legte er den Arm um Lucy's Taille, um die Erschreckte wieder aufzurichten.

"Blut! Es ist wieder Blut geflossen!" zitterte sie mit gefalteten Händen.

"Trösten Sie sich! Nur das zweier elender Mähren, die man doch im Stiergefecht bald abgeschlachtet haben würde!" Wolf lachte über ihre Angst. "Den Armero muß mir andere Kerle schicken, als diese da!"

Der Tag ging eben klar und heiter auf, der Weg lichtete sich; auch Lucy athmete wieder freier. Wolf bat sie jetzt, ihre Hand ergreifend:

"Beantworten Sie mir meine Frage! Sie riefen vorher: Blut! Schon wieder Blut! Ich will die ganze Wahrheit hören, die Sie zur Flucht getrieben!"

Lucy holte tief Athem, aber der Horizont, der so licht über ihr tagte, schien ihr neuen Muth zu geben.

"Ich weiß nicht, ob ich sprechen darf," sagte sie, vor sich blickend. Dann aber sich aufrichtend, schlug sie ihre großen Augen zu ihm auf. "Ich habe Ihnen bisher nicht bekennen dürfen, was mich in Wirklichkeit von hier fortreibt," sagte sie hoch erregt. "Aber ich fühle den Athem des Meeres, der schon über die Sierra streicht, und die Furcht weicht allgemach von mir. ... Sagen Sie mir aufrichtig, muß ich Ihnen Alles bekennen, damit Sie Vertrauen in mich setzen? Die Frage hat mich die Nacht hindurch beschäftigt, aber das Geheimniß ist nicht das meinige, obgleich es in vieler Händen ist."

"So wird es auch auf eine nicht ankommen," lachte Wolf. "Sie wissen, ich bin fremd hier und wenig gelüftet es mich, Geheimnisse zu verrathen, am wenigsten die Ihrigen. Soll ich aufrichtig sein, so bekenne ich Ihnen: ja, mein ganzes Vertrauen bedingt das Ihrige."

Lucy's Brust hob wieder ein schwerer Seufzer. Sie nickte traurig vor sich hin.

"Don Guino ist ein Schurke!" sprach sie halb für sich. "Wer ist doch dieser Don? Sie nannten ihn schon einmal!"

"Derselbe, mit dem mich Don Armero morgen vermählen will, der uns heut Abend in Malaga erwartet."

"Ich vermuthe dieß, da Sie ihn hassen; Don Esteban deutete mir dieß schon an."

"Don Esteban ist nicht minder ein schlechter Mensch! Er lebt von Don Guino und ist der Handlanger von dessen Schleichthieren."

"Und weiß Don Armero dieß?"

"Don Armero ist der Genosse des Don Guino. Sie werden in ihrer schönen Gemeinschaft reich."

"Darf ich den Charakter dieser Gemeinschaft kennen?"

"Sie sind fremd, Sie wissen nicht, wie man hier reich wird! Alle Küstenstädte hier, namentlich Malaga und mehr noch Gibraltar, sind der Schauplatz des in großem Umfange an der Meerenge betriebenen und von den englischen Behörden geschützten Schleichhandels. Die Contrabandistas sind die Lieblingshelden der spanischen Volkslieder; wenn in den Bergen von Ronda zwischen den Schleichhändlern und den Soldaten der Douane ganze Schlachten geschlagen werden, so nimmt das Volk Partei für die Ersteren, und namentlich die englischen Schmuggelschiffe sind immer vor Verfolgung sicher, sobald sie den Schutz der britischen Kanonen erreicht."

"Unsere größten Kapitalisten und Geschäftsleute," fuhr sie geistlicher fort, "betheiligen sich gern an diesem Schleichhandel; sie rioliren Millionen des Gewinnes halber, und die Bestechlichkeit der Beamten sichert denselben. Und die Contrabandistas sind bei uns nicht etwa verachtete, von der Gesellschaft ausgestoßene Menschen, sie bilden eine militärische und kommerzielle Körperschaft, stehen im Ruße ehrenwerther, verwegener Männer, besitzen Kapitalien und haben ihre bewaffneten Mannschaften, ja, sie sind im Stände, Hunderte von Maulthieren mit bewaffneten Treibern zu stellen, wenn es gilt, die ganze Ladung eines Schiffes auf einmal in die Berge hinein zu schaffen."

"Und das Letztere geschieht auch in ganz geschäftlicher Weise; o, ich bin schon wiederholt gegen meinen Willen eine verschwiegene Zeugin gewesen! Man hat vor mir nie ein Geheimniß daraus gemacht! Der Kapitän des Schiffes verhandelt mit einem Anführer der Schleichhändler, der natürlich eine sehr einflußreiche Person, gibt ihm den Frachtbrief und einigt sich mit ihm über den Preis der Ladung. Dieser verständigt sich heimlich mit der Militärbehörde, die gegen gute Zahlung beide Augen zudrückt, ja, wenn der Militärchef eine Goldunze für jede Maulthierladung werthvoller Stoffe oder die Hälfte für eine Ladung Tabak erhält, so eskortirt die Truppe selbst die Contrabande bis an ihren Bestimmungsort. Darnach erst verständigt sich der Schmuggler mit den Civilbehörden des Innern, um die Ladung weiter in's Land zu schaffen. Zu diesem Zweck werden dann auch die Caballistas, die berittenen Straßenräuber, requirirt, und so geht denn Alles ganz ehrlich und geschäftsmäßig zuwege. Erzählt man sich doch, daß ein jetzt berühmter spanischer General, als er in Ronda kommandirte, die Seidenstoffe in den Proklästen über die Grenze geschmuggelt und dadurch den Grund zu seinem Reichthum legte."

"Wie kennen Sie das Alles, Lucy?"

"Zögernd schwieg sie, dann fuhr sie fort: "Weil ich jahrelang in Don Armero's, meines Oheims Hause gelebt, seit auch meine unvergeßliche Mutter in Armuth gestorben, die keine Ahnung hatte, daß Don Armero, der Bruder meines Vaters und heimliche Geschäftstheilhaber

Don Guino's, durch den Schleichhandel Millionen erwarb. Er ist es, der ganze Schiffsladungen mit kostbarem Seidenstoffe ankauft, die Signale der Schiffe erwartet, wenn sie mit günstigem Westwind in die Meerenge einlaufen, den Handel mit ihnen abschließt und unter dem Schutz der von ihm bestochenen Behörden Nachts die Ladung an's Land bringen läßt. Dort empfangen sie Don Guino's Leute, der mit den Militärbehörden seine heimlichen Verträge hat; er selbst überwacht den Transport in die Berge, und dort werden die kostbaren Ballen von den Leuten eines reichen Geschäftsmannes in Granada in Empfang genommen. Zu diesen gehört auch Don Esteban, der, wenn er das Zeichen erhält, mit anderen verwegenen jungen Männern unter dem Vorwand, er gehe auf die Jagd, als Caballista verkleidet in die Sierra zieht und von dem reichen Antheil, den er empfängt, vor der Welt den Granden spielt."

"Ich verstehe! Aber wenn, wie Sie sagen, der Schleichhandel hier als ein ehrenwerther Erwerb gilt, warum verachten Sie ihn?"

Lucy überfiel ein Frösteln.

"Don Guino, der mit meinem Oheim so unzertrennlich verbunden, ist ein kaltblütiger Bösewicht. Er war früher selbst Contrabandista hier in den Bergen; er gewann dadurch so viel Geld, daß er im Stände war, Hunderte von Maulthieren und einen Trupp Bewaffneter hier in den Schluchten versteckt zu halten, die stets des Winkes gewärtig. Er ist so roh, daß er sich in meines Oheims Hause, als Fremde nicht zugegen, kürzlich rühmte, den Hauptmann der Douanetruppe mit eigener Hand niedergestochen zu haben, den Sohn des Gouverneurs, einen unglücklichen jungen Mann, der vier unmündige Kinder im Glend zurückließ, und zu was Guino fähig, das sah ich, als ..."

"Sie mögen Alles erfahren, damit Sie verstehen, warum ich fest entschlossen war, mich von irgend einem der Felsen zu stürzen, oder wenn mir die Flucht gelänge, mich zu der Schwester zu retten, selbst auf die Gefahr hin, in dem fremden Lande ein unverständliches und unverständenes Wesen zu sein ..."

Wolf drückte beschwichtigend ihre Hand.

"Sie fragten," fuhr sie mit finsternem Ausdruck und vor sich hinblickend fort, "warum es mich fortgejagt aus jener Posada, die ich schlaftrunken im Morgengraun und in dem aufwirbelnden Staube nicht sofort erkannte. Als Don Armero, der meinen Abscheu gegen Don Guino kennt und mir deshalb mißtraut, in seinen geheimnißvollen Geschäften nach Granada reisen mußte, wagte er nicht, mich allein zurückzulassen; er fürchtete, ich werde meine Flucht nach Deutschland ausführen, mit der ich vergeblich gedroht. Fünf Tage sind es her, seit ich mit ihm in jener Posada in der Schlucht am Abend eintraf. Mein Oheim wollte dort einige Stunden rasten, so sagte er mir. Wir saßen allein in dem unheimlichen Hause. Auch er war sehr unruhig; er mußte dort etwas erwarten und sprach heimlich mit dem Wirth, den ich in dem Verdacht habe, daß er, geschützt durch seine Eigenschaft als Posthalter, in seinen Hofräumen die Schmuggelwaaren verbirgt, bis sie abgeholt werden."

"So saßen wir lange. Der Oheim trat wiederholt hinaus, um in die mondhele Nacht hinein zu lauschen. Endlich hörte ich auch einen Reitertrupp in der Schlucht; ich vernahm Stimmen, schlich an das Fenster und sah den Oheim mit sechs berittenen Contrabandistas. Er sprach mit einem Manne, dessen Stimme ich erkannte, obgleich sein Gesicht geschwärzt war, als dieser am Brunnen seine Hände und seine Kleidung wusch."

"Es war Don Guino. Seine Kleidung, seine Hände waren mit Blut bespritzt. Ich hörte ihn leise dem Oheim erzählen von einem heftigen Scharmügel mit den Douanensoldaten bei Loja, es sei aber Alles gut gegangen, die Guardia habe sechs Leute verloren, als man handgemein geworden und die Messer gezogen. Auch Don Esteban erkannte ich mit Erschrecken; er war mehrmals bei uns gewesen und hatte in des Oheims Comptoir große Summen erhalten, mit denen er den jungen Caballero spielte. Man hält ihn für reich; Niemand ahnt, woher er all' dieß Geld nimmt. Als sie sich von Staub und Blut gereinigt, traten sie in's Haus; ich hörte sie die Treppe hinauf gehen, wo sie ihre Kleidung wechselten, um wieder als Caballeros zu erscheinen. Als der Oheim mit mir in den Wagen gestiegen, um weiter zu fahren, trat Don Guino in Reifelekleidung, scheinbar überrascht, und durch Zufall auf der Reise zu begegnen, zu uns heran; er küßte mir die Hand. Mit Schauern entzog ich sie ihm; er lachte und sagte, er erwarte uns am bestimmten Tage. ... Aber er soll es nicht! Nie!" rief sie empört. "Ich kann, ich will nicht das Weib eines Mörders werden! Ich stürze mich in's Meer, ehe ich dulde, daß er noch einmal meine Hand berühre, und nimmer betrete ich des Oheims Schwelle mehr."

Lucy versank in Schweigen. Wolf war des Mädchens Handlung anfangs allerdings sehr leichtfertig erschienen, jetzt sah sie ihn anders aus. Ein Zweifel an der Wahrheit ihrer Erzählung war unmöglich; er hatte heimlich beobachtet, was während derselben in ihr vorging.

"Sie sind in meinem Schuß!" wiederholte er mit Nachdruck. "Aber ich wollte, wir wären erst aus den verwünschten Bergen hinaus!" setzte er für sich hinzu, einen argwöhnischen Blick nach rechts und links werfend, denn war Don Armero in der Sierra so mächtig, so konnte er über wirksamere Hülfe als die beiden Scheime gebieten.

Mittag war vorüber, als sie endlich die südlichen Abhänge der Sierra hinabrollten. Malaga lag vor ihnen, aber lang zog sich noch der Weg dahin; und dort im blauen Wasser erkannte Wolf unter den Schiffen den Virgilio, der die Signalflagge gehißt als Zeichen, daß man seinen Befehl erhalten.

Wolf hatte bei der Niederkunft mehrmals auf der Höhe eine verdächtige Staubwolke hinter sich beobachtet, aber er schwieg, immer entschlossen zur Gegenwehr, beruhigter aber, seit er die Berge verlassen. Jetzt, als sie endlich an dem alten Maurenschloß vorüber die Stadt erreichten, trieb er unruhig zu doppelter Eile. Die Maulthiere jagten durch die in der Sonnenglut unbelebten Straßen zum Kai hinab, wo seine Jolle an der Treppe lag.

Einen argwöhnischen Blick zurück und zur Alameda werfend, sprang er aus dem Wagen, hob die zitternde Lucy herab und sandte den Diener mit dem Gepäck zum Boot, dessen Bemannung, auf Ungewöhnliches gefaßt, mit ausgelegten Rudern an der Ufertreppe wartete. Er warf dem Bestellen ein Goldstück zu und presste den bebenden Arm des Mädchens in den seinen.

„Muth!“ flüsterte er Lucy zu, die den Schleier tief über das Antlitz gezogen. „Drüben an Bord des Schiffes sind Sie geborgen!“

„Man kennt mich hier!“ antwortete sie mit verjagendem Athem.

Wolf lachte. Vor sich, etwa fünfzig Schritte vom Ufer, sah er auf seinen Pfiff des Bootsmanns gebräuntes Antlitz, eine kräftige Gestalt mit bis zum Ellenbogen nackten, muskulösen Armen und ebenso nackter, tätowirter Brust, über der Treppe auftauchend.

In demselben Moment aber traten auch zwei Männer der Guardia, die beim Heranziehen seines Gefährts von einem Pfahl aufgesprungen, mit barschen Mienen vor ihn, ihm den Weg versperrend und ihn in spanischer Sprache anredend.

„Was wollen diese Leute?“ wandte er sich an Lucy, die entsezt zurückweichen wollte.

„Don Armero!“ flüsterte sie athemlos.

„Ah so! Ich war so einfältig, ihm zu erzählen, daß mein Schiff hier liege und dachte nicht an den Telegraphen! Zunächst aber soll für Sie gesorgt werden!“

Er gab dem Bootsmann einen Wink, auf Lucy deutend. Dieser schritt heran, hob das Mädchen in seine Arme und wandte sich zum Ufer.

Die beiden Mozos de la Guardia suchten ihm in den Weg zu treten. Wolf setzte die Seemannspfeife an den Mund; einer der Wache fiel ihm in den Arm; er schüttelte ihn von sich. Auch der Andere bedrängte ihn eben, taumelte aber zurück, denn Fox, der seines Herrn gewohnten Pfiff gehört, war mit einem Sprung aus dem Boot an dem Ufer, hatte sich auf den Gardisten geworfen und stand bereits über dem am Boden Liegenden, um ihm seine Zähne an den Hals zu setzen. Der Andere ergriff, mit dem Säbel um sich suchend, die Flucht.

„Fox, laß den Knirps! Zu mir!“ gebot er dem Hunde, und von diesem freudig umsprungen, erreichte er das Boot, und von welchem Lucy, halb ohnmächtig vor Schreck, zwischen den Matrosen saß. Das Antlitz von der Mantille verhüllt, mit geblendetem Auge sah sie nicht, was Wolf triumphirend beobachtete, als er, aufrecht mit gekreuzten Armen in dem dahinschießenden Boote stehend, zum Ufer zurückschaute — eine von Staub bedeckte offene Kalesche, deren Maulthiere schweißbedeckt zum Ufer heranzogen.

Nur Don Armero selbst konnte der vom Staub unkenntlich gemachte alte Herr mit dem grauen Bart sein, der im Wagen stehend und sich an den Kutschersitz klammernd auf das Boot zeigte und mit heiserer Stimme der Guardia und den sich sammelnden Neugierigen unverständliche Worte zuschrie.

Wolf wandte ihm mit Seelenruhe den Rücken. Er sah, daß der Kapitän, der die Szene am Ufer durch das Glas beobachtet haben mußte, den Ofen mit frischen Kohlen speisen ließ, denn der Qualm wübelte plötzlich in einer schwarzen, von Funken gemischten Säule aus dem Schlot. „Adieu, Don Armero!“ lachte er, siegesbewußt auf Lucy hinablickend.

Wenige Minuten später lag das Boot an der herabgelassenen Treppe des Dampfers, Wolf selbst trug Lucy in seinen Armen hinauf, und das Schiff nahm unter vollem Dampf seinen Kurs.

(Fortsetzung folgt.)

Liesbeth.

(1810 S. 37.)

Doch eine hübsche Frau mit ihren Thränen beim Herrn der Schiffling so ziemlich Alles durchzusetzen vermag, ist bekannt. Zuerst muß der Tyrann diese kostbaren Perlen aus schönen Augen begehren. Aber nicht nur das Weinen, auch das Lächeln ist zu weilen unwiderräthlich, um so mehr, da durch dasselbe der Liebreiz eines anmuthigen Gesichtes nicht verringert, sondern wesentlich erhöht wird. Wer wollte zum Beispiel Liesbeth eine Bitte abschlagen, wenn sich zwischen den kirchrothen Lippen zwei Reihen blendend weißer Zähne zeigen und in den weichen, vollen Wangen zwei allerliebste Grübchen aufblühen, wenn die braunen Augen in lobobdarzigem Uebermuth blitzen und über der weißen Stirne die Wölkchen sich so fest und herausfordernd ringeln und kräueln.

Ah, dieses firenenhafte Lächeln! Es ist von einem so bestrickenden Liebreiz, daß man — ich rede hier natürlich nur von uns Männern — die schändlichsten dummen Streiche zu begehen im Stande wäre, so z. B. wenn Liesbeth die Cousine wäre, stracks zum nächsten Juwelier laufen und ein Paar Perlohringe für sie erstehen, ein Duzend schwedische Handschuhe — echte achtknopfige — kaufen, ein kleines Bologneserhündchen anschaffen könnte und dergleichen mehr — Alles, um nur das liebe Lächeln Liesbeth's für einige Zeit festzubannen.

Beim Padulano.

Ein Lebensbild aus dem „glücklichen“ Campanien (Neapel)

von

H. Trede.

(Nachdruck verboten.)

Durch eine Thür zur ebenen Erde traten wir in das gänzlich von Steinen erbaute Haus, und befinden uns sofort in einem durchqualmten Raum, in dessen Hintergrund wir nach einiger Mühe eine Vorrichtung erkennen, die wie ein Feuerherd aussieht und wegen des über demselben angebrachten Kessels sogar wie ein Kochherd erscheint. Die knisternden Flammen dienen der Zubereitung einer Suppe, die aber, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen, einzig und allein aus Wasser besteht, welches sich durch die absolute Abwesenheit jeglichen Fleisches auszeichnet und statt dessen mit allerlei grünem Kraut angefüllt ist, dessen Farbe dem Auge wohlthat. In demselben Raum erblicken wir außer einer Hade, einer Schaufel und einem Spaten ein vollständig großes Weisfaß und einen Haufen von grobem Heu, welches an den Gehängen des ein paar Stunden entfernten Monte Somma gewonnen und als Sonntagsfutter, sowie als ledere Zusatz dem Egel gereicht wird, der im Uebrigen zwar nicht von Disteln, aber doch von allerlei Krautabfall sein arbeitsvolles Leben fristet. Durch eine Seitenthür gelangen wir in den Stall, in welchem sich der gesammte Viehstand des Don Michèle befindet, nämlich zwei Egel, des Rauchs vier Hühner und zeitweilig ein schwarzes, haarloses Schwein, welches wir jedoch vor der Hausthür an einem Seile, wie ein Haushund angebunden, im Uebrigen aber in unbelehrlichem Wohlsein erblicken. Rülpe und Schafe hat der Sumpfbauer nicht, Ziegen sind dort sehr selten. Die beiden genannten Räume bilden das Erdgeschloß des sumpfbauerlichen Hauses, im ersten Stock wohnt der Bauer selbst und zu dessen Wohnraum führt an der Außenseite der Nordwand eine schmale Steintreppe aufwärts. Durch die offene Thür treten wir in das Wohnzimmer des bäuerlichen Ehepaars. Die Ostwand desselben zeigt eine fensterlose Oeffnung, welche fast immer mit einer Holzklappe verschlossen ist, weshalb die Thüröffnung, ihrem Hauptzweck entsprechend, zum Einlaß von Licht und Luft benützt wird. Ein riesiges Bett mit eisernem Gestell nimmt etwa den vierten Theil des Zimmerraumes ein, außerdem erblicken wir zwei Holzstühle, einen Tisch, eine Kommode, bausfällig sind sie alle; an der Wand hängt ein schlechtes Madonnenbild mit einem nie verlöschenden Lämpchen davor, neben dem ersten sind rahmenlos der hl. Giorgio und der hl. Francesco an der Wand befestigt. Ob das Mütterchen, das uns willkommen heißt und welches, bei voller Rüstigkeit, mehr Kugeln im Gesicht als Zähne im Munde, dabei aber zwei blühende Augen besitzt, das Sprüchlein in der Schule gelernt hat: „Hüßlich ordentlich“ u. s. w., müssen wir bezweifeln, wir wagen sogar die kühne Behauptung, daß unsere Frau Sumpfbauerin nie auf einer Schulbank saß. Allerlei Kleidungsstücke liegen zerstreut umher, zwischen ihnen eine pompejanisch geformte Flasche, ein doppelhenkeliger Krug, neben ihm steht die Braciore, das Kohlenbecken, welches schon den Griechen bekannt war. Am Boden hängen Bündel von getrockneten Maiskolben und einige Bündel von Makkaroni, als Vorrath für nächste Ostern bestimmt. Im Wohnraum daneben wohnt die junge Welt, ein Sohn des Bauern mit seiner Frau, welche ihrem in einem großen Wäpfeckord liegenden Knäblein ein eintöniges Wiegenlied singt. In diesem Zimmer ist die Fensteröffnung mit einem wirklichen Fenster verschlossen. Neben dem sumpfbauerlichen Hause befindet sich eine Art Scheune, d. h. eine kleine, mit Weisstroh bedeckte Hütte, in der wir einiges Brennholz, sowie einen Haufen von Blumenkohlköpfen erblicken. Wenn wir nun noch die unterm freien Himmel befindliche, mit einer niedrigen Rundmauer verhöhlene kleine Tenne erwägen, so sind wir mit der Schilderung des Bauernhofes fertig und fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß letzterer einer von der Mittelforte ist, wie der geeignete Leser mit Leichtigkeit aus dem Umfange schließen kann, daß der Don Michèle nicht einen Egel und zwei Hühner, sondern zwei Egel und vier Hühner besitzt.

Also beim Sumpfbauer. Wer von der langgestreckten, mit Pinien, Feigenbäumen, Orangen, Citronen und Weinranken bedeckten Hügelreihe, auf welcher die farbigen Tempel und ersten Cypressen des Campo Santo Neapels niedermüßig schauen, nach dem einige Stunden östlich gelegenen Besud hinüberschaut, erblickt dort eine weitgedehnte, wohl mehrere Meilen umfassende Niederung, einen Fleck der Mutter Erde, dem in Hinsicht der Fruchtbarkeit und des sorgfältigen, ununterbrochen Winter und Sommer geschehenden Anbaues kaum ein anderer gleichkommen möchte. Diese Niederung heißt: Die Sümpfe, in der hiesigen Volkssprache: Paduli. Das ist freilich ein seltsames Wort, und Verfasser muß bitten, in demselben nicht etwa einen Schreibfehler seinerseits entdecken zu wollen. Von dem lateinischen Wort Palus, der Sumpf, bildet die gute italienische Sprache das Wort: Paludi, die Sümpfe; der jüdische Dialekt aber schaltet in der Buchstabenstellung mit voller Freiheit und spricht aus Bequemlichkeitsrücksichten: Paduli. Zur römischen Kaiserzeit, dann zur Zeit der Gothenkriege im sechsten Jahrhundert, war hier fester Ackerboden. Vor Porta Capuana tummelten, wie uns die Chronik erzählt, vor 1300 Jahren blondhaarige Gothen ihre feurigen Kasse auf weitem Plan, dort wehte vom Felde des Gothenkönigs Totilas hochtragend die Feldherrnfahne. Ueberschwemmung des Neeres, Stagniren einiger kleinen Flüsse, namentlich des im Alterthum göttlich verehrten Sebeto, die in Folge genannten Kriegen eingetretene Entvöllerung führten später die Verumpfung des Gebietes herbei, welches sich in eine vielfach morastige, mit hohem Schilf bestandene Wildnis verwandelte, in der allerlei Geflügel willkommene Herberge fand. Seit Jahrhunderten

haben sich diese Sümpfe in fruchtbare Acker verwandelt und jetzt ist diese gesammte Niederung nichts Anderes, als ein riesiger Gemüsegarten, von solcher Ausdehnung, daß ihm schwerlich ein anderer auf Erden gleichkommt. Blicken wir von irgend einer Höhe auf denselben nieder, so genießen wir einen überaus freundlichen Anblick. So weit das Auge reicht, ragen aus dem scheinbar dichten Baumwuchs weiße, gelbe, rothe, nachgedeckte Häuser hervor, von denen die Ebene wie überjät erscheint. Dort haust also der Sumpfbauer, in hiesiger Sprache Padulano genannt, ein schwer zu überlegendes Wort. Man möchte die deutsche Sprache bereichern und überlegen: der Sümpfler, — aber wir fürchten energischen Widerspruch des Lesers. Es bleibt also nur übrig: Sumpfbauer, obgleich unser Bauer durchaus kein „Bauer“ nach deutschen Begriffen, sondern nur ein armer Pächter, auch kein Kornbauer, sondern ein Gemüsegärtner ist.

Wer diese Niederung durchwandert, stößt auf die schroffsten Gegensätze: fliegende Eile der hindurchsaufenden Lokomotive und ewige Langsamkeit des mit Mühe und Noth dem Meere sich bewegenden, im Sommer fast wasserlosen Sebeto, die denkbar höchste Fruchtbarkeit des in allen Monaten des Jahres rastlos produzierenden Bodens und das lärgliche Brod des im Glanz zur friedlichen lebenden Padulano. — Das feinsto, lockere, die Arbeit erleichternde Terrain und dabei die sauerste Arbeit ohne Unterlaß, Tag für Tag, oft in verzehrender Sonnenglut, — die allerkümmlichste Nahrung des Padulano, dessen hohe Pachtzahlung ihm das Brod vom Munde fortnimmt, und dabei eine jähe Arbeitskraft, die man bewundern muß, ohne sie erklären zu können. — Das Gebiet der Paduli-Niederung ist von hohen Straßen durchzogen, auf denen schwere Karren, von riesigen weißen Ochsen, des Stachels gewohnt, gezogen, langsam hinrollen, oder wo starke Rosse mit hochrädrigen Corricoli rasch dahinsausen; aber der Padulano bedarf solcher modernen Straßen nicht, er hat weder Ochsen noch Pferde, ihm genügen für seine unbeselzten Füße und für die eisenlosen Hufe seines Efels jene schmalen Fußpfade, welche auf den Rändern der zahllosen kleinen und großen gemauerten Kanäle und Gräben entlang führen, von denen die Paduli durchschnitten sind. Diese Gräben dienen zugleich als Einfassung und Umgränzung der stets quadratförmigen Grundstücke, von denen die Padulani auch den Scherznamen „Quadrat-Männer“ beim Volke tragen. Ueber die Gräben führen Brücken, aber so einfacher Art, daß sie an die Menschen der Steinzeit erinnern. Die Brücken bestehen nämlich nur aus alten Brettern. Am Grabende eines jeden Grundstückes erblickt man Baumwuchs allerlei Art, ebenfalls dicht am Hause. Der Padulano hegt und pflügt aber nicht die erst in späterer Zeit importirten Gewächse, er liebt das Aloëschilf, und bei ihm finden wir nur den Baumwuchs, den schon die Griechen und Römer an diesen Gestaden kultivirten. Wir finden keine Citronen, keine Orangen, wohl aber die griechische Kuf (Mandel), den persischen Strauch (Pflirsich), die armenische Pflaume (Aprifole). Niemals aber mangelt Feigenbaum und Weinstock. Um letzteren zu züchten, hat der Padulano am Grabende einige Pappeln oder Ulmen gepflanzt, und an diesen windet sich der Weinstock empor, um seine Ranken von Baum zu Baum zu schlingen. So geschah es schon vor Jahrtausenden, als der römische Dichter Virgil von den „fröhlichen Reben“ sang, und so geschieht es noch heute in ganz Campanien. — Unser Sumpfbauer würde in Verlegenheit kommen, wollte man nach der von ihm kultivirten Rebenorte fragen. Davon weiß er nichts. Er sagt: „Es ist vino nostrato, ein Wein, wie er bei uns wächst.“ Im Uebrigen müssen wir bemerken, daß er den Weinstock nur nebenbei ein wenig kultivirt. Er leitet die Trauben, mit den nackten Füßen nur zu dem Zweck, um in der Sommerglut eine Labung zu haben, „wenn aus Gebüsch ertönt wehlagender Sang der Cigade“. — Von welcher Art übrigens der „Tropfen“ ist, welcher sich im Weisfaß des Padulano befindet, können wir am besten beim Don Michèle probiren, in dessen Behausung wir uns befinden.

Don Michèle's wohlbetagte Ehehälfte, deren allwöchentlich einmal von der Nachbarin frisirtes Haar von einem bunten Kopftuch bedeckt ist, hat uns freudlich empfangen und ist sofort hinausgeeilt, um ihren Mann zu rufen, der gerade im Schweiß seines Angesichtes zur Bewässerung seiner Pflanzen aus dem Graben Wasser schöpft. Der Alte erscheint alsbald in seiner Arbeitsstracht: barfuß, auf dem grauen Haupte eine gestrickte, nach vorne geneigte Kappe, die bekannte antike phrygische Mütze, hier allgemein verbreitet. Daß seine Jacke geflickt ist, gereicht seiner Ehehälfte nur zur Ehre. „Buon giorno Uccellenz (Eccellenza), mille rispetti!“ Bei diesen Worten schiebt er links und rechts mit beiden Händen bejagte Kappe aufwärts, so daß sie sich gänzlich vornüberneigt und auf diese Weise die erforderliche Verbergung verrichtet, welche der fleise Rücken des Alten zu verrichten außer Stande ist. Seit Jahren sind wir gute Freunde, denn der Michèle ist unser Gemüsbauer, dessen hochbeladener Egel tagtäglich vor unserer Thür erscheint. Während unseres Gesprächs zeigt sich in der Thür ein zweiter Gast, der Zio-Monaco, der Onkel Mond, ein Kapuziner, gleichfalls freundlich empfangen, obgleich er heut in Angelegenheiten einer Kollekte kommt. Nach einem Monat wird das Fest der bei allem Landvolk hoch geachteten Madonna del Carmine sein, und wenn man alsdann nicht Thurm und Kirche bis oben hin auf illuminiren und ein Fiesenfeuerwerk abbrennen würde, so wäre die Madonna schlecht geehrt. Jeder, auch der Aermste, gibt dazu sein Scherlein. Jetzt kommt unsere Unterhaltung in Fluß. Die Alte erzählt, daß ihre Schwiegertochter mit ihrem kranken Knäblein vor einem Monat zum Fest der Madonna nach Monte Vergine gewallfahrtet sei und der Madonna zwei stattliche Kerzen aus echtem Bienenwachs geschenkt habe, jetzt sei das Kind beinahe geheilt. Von diesem und von jenem Feste reden wir dann weiter, und wie die Feste doch so schön sind. Schließlich nimmt der Alte eine pompejanisch geformte Flasche, mit schwarzrothem Wein gefüllt, und beut sie dem Gast dar, um einen Trunk direkt aus derselben zu nehmen. „Er jetzt ihn an, er trank ihn aus. O Trank, voll“ — doch nein, süß ist der Wein nicht, wohl aber fürchterlich herbe, und mehr als einen kleinen Schluck zu nehmen ist unmöglich. Don Michèle, es fehlt deinem von deinen Füßen gekelterten Wein die antike Mischung, nämlich Wasser. Dabei wollen wir bemerken, daß unser Sumpfbauer nur selten Wein trinkt, niemals Milch genießt, daß etwa nur dreimal im Jahre Fleisch auf seinem Tische erscheint, weil er fast immer gezwungen ist, sein Schweinchen zu verkaufen, und daß die Hauptnahrung in Brod, Gartenfrüchten, Makkaroni, Früchten und Wasser besteht. Butter ist ihm, wie allen seinen Landsleuten, absolut fremd, Kartoffeln ein Vederbissen.

Daß wir nun dem Padulano folgen, um seine Pflanzungen



1. Vortribst. — 2. In der Hauptstadt. — 3. Scherle. — 4. Schacht. — 5. Dampf-  
 — 6. Schiffe zu See (Wegel). — 7. Scherle. — 8. Taucher. — 9. Scherle.

Wiener Vortribst.

(S. 45.)

zu beschäftigen, ist nicht mehr als recht und billig. Verfasser hat zu allen Jahreszeiten das Gebiet der Paduli, diesen Riesensüßgärten mit seinem Labyrinth von Gräben und Gießpfeifen, durchwandert und gesehen, daß der Boden dort keinen Tag Ruhe hat; ist eine Frucht geerntet, so wird jener für eine andere oder für dieselbe Frucht in Stand gesetzt, deren Pflanzen sich mit wahrhaft zauberhafter Schnelligkeit zu einer dem Nordländer staunenswerth erscheinenden Größe und Vollkommenheit entwickeln. Die ältesten Bewohner jenes etwa dreißig Quadratmeilen umfassenden Landstriches, welchen die Römer das glückliche Campanien nannten, waren die Osker oder Opiter, ein Wort, welches Feldarbeiter bedeutet, heutzutage heißt genannter Landstrich Terra di Lavoro, Land der Arbeit. In ganz Campanien leht die Feldarbeit im Winter und Sommer sich fort, rastlos ist dort die Arbeit, wie die der einstigen Römersklaven, nirgends aber ist sie dieß in dem Maße, wie beim Padulano in dem Paduli, wo auch die Sonntagsruhe fast zum Märchen geworden, wo, wie wir selbst gesehen, oft bis in die Nacht hinein gearbeitet wird. Ist nach tropischem Sommerregen der Oktoberfrühling eingetreten, so beginnt der neue Arbeitskreislauf, während noch die Reste der Sommerfrüchte in einem Theil des Gartens prangen. Neue Beete, in Gestalt langer Grabeshügel, werden geformt, wodurch man einerseits die Bodenfläche erweitert, andererseits die für ein hineinzuleitendes Wasser nöthigen tiefen Rillen bildet. Alle möglichen Sämereien, die man im Norden im Frühjahr der Erde anvertraut, gelangen hier im Oktober in letztere, dazu werden Pflanzen aller möglichen Kohlsorten gesetzt, am meisten Blumenkohl, von welchem mehrere Auflagen rasch auf einander folgen. — Man besuche in den Tagen vor Weihnacht und Ostern diejenigen Hauptstraßen und Hauptplätze der an die Paduli grenzenden Städte, wo Gemüse feil geboten wird, man staunt dann über die Riesenhäufen von Produkten des Küchengartens, man staunt über die Schnelligkeit, mit welcher diese Häufen in die Küchen wandern. Im Sommer betreibt der Padulano vor allen Dingen die Kultur der Pomi d'oro (unsere Liebesäpfel). Letztere spielen hier im Süden fast dieselbe Rolle, wie im Norden die Butter, man bereitet daraus den Drei, welcher jedem Teller dampfender Maffaroni die nöthige Würze verleiht. Vom Juli bis Oktober sieht man diese prächtig gefärbte Frucht in riesigen Häufen auf den üblichen Verkaufsstellen. Zur selben Zeit liefern die Paduli in Massen die pilanten gelbrothen Peperoni, alle Gärtenarten, saftige Melonen in ungläublicher Fülle, sowie eine Riesenfrucht, die rothfleischige Coccozza, eine Art Gurke, so lang und dick wie etwa ein siebenjähriges Kind. Mannshohe Pyramiden derselben schmückt der Padulano im Sommer auf. In der Sommerglut tritt zu aller sonstigen Arbeit noch die des Bewässerns. Die Vorrichtungen für diesen Zweck sind ebenso, wie vor Jahrhunderten, Brunnen, aus denen der im Kreise wandelnde Efel das Koh hinaufwindet, woraus dasselbe in engen Kanälen weiter geleitet wird. Erst in neuester Zeit beginnt man mit artesischen Brunnen, die oft siebenzig Meter tief sind. — Daß nun dem rastlos trogenden Boden beständig neue Kraft zugeführt werde, ist selbstverständlich. Aber woher der Dünger? Von den Guanoinseln hat der Padulano ebensowenig eine Ahnung, als seine Urvoorfahren, die Osker, einen Kuhstall aber besitzt er nicht. Um das Räthsel zu lösen, begleiten wir den „buldriamen“ Bauern auf seinem täglichen Gange in die benachbarte Stadt.

Don Michèle hat also seinen Ciuccio (gesprochen Tschutsch, Dialekt für Affino) mit dem nöthigen Schmuß, d. h. mit einigen rothen Quasten an der Stirn und einer Kette am linken Ohre, sowie mit Glöcklein versehen, hat ihm die aus Birken geflochtene, zu beiden Seiten tief niederhängende, schon zur Römerzeit von den Bauern benutzte Doppeltasche auf den Rücken gelegt, dieselbe bis hoch hinauf mit den Produkten der Paduli beladen, und tritt nun seinen Marsch an. Im Besitze einer Uhr ist ebensowenig der Michèle, als ein anderer seiner Sumpfschnecken. Mit dem gesammten niedern Volke, welches sich auf unserer Uhr absolut nicht zurechtzufinden weiß, richtet er sich nach der Sonne und theilt die Zeit von einem Sonnenuntergang zum andern in vier- undzwanzig Stunden. Wie zahlreich die Kavallerie „schönbeiniger“ Tschutsch sein mag, die allmorgendlich zu den Thoren hineintrippelt und die Straßen füllt, wer mag es künden? Verdara (Gemüse) ist im Süden für Mensch und Thier eine Hauptnahrung. Unter den Sumpfschnecken unseres biedern Padulano befindet sich heute eine Partie von Pestinache und Endivie, welche er im Pferdegestall eines Signore abliefern soll, dessen Kasse dergleichen als Frühkost verzehren. Auch für seine übrigen Produkte hat unser Freund seine festen Verkaufsstellen, ein kleines Revier, wo man ihn kennt. Mitten im Straßengewühl befindet er sich nun mit seinem Gauthier und ruft, den Lärm überhörend: Acee! Capuce! Tozze! (Sellerie, Kohl, Kohlrabi). Als bald läßt man von den oberen Stockwerken Körbe nieder, aus denen der Michèle die Münzen nimmt, und jene mit den entsprechenden, täglich üblichen Waaren anfaßt. Dann geht's weiter. Der Ciuccio ist dabei wie ein Schiff, der Bauer sein Steuermann, der Gießschwanz in der Hand des Letzteren das Steuerruder. Geht's aber Bergstraßen und Treppentrassen hinauf, so läßt der Padulano sich vom geduldigen Langohr ziehen. Hat Don Michèle seine Waare verkauft, auch sonstige Geschäfte, z. B. Ankauf von Lottomummern, erledigt, so tritt er den Heimweg an. Aber siehe da, — die leer gewordenen Taschen des Efels sind wiederum bis oben hinauf gefüllt, nämlich mit Dünger, und oben darauf sitzt unser Bauer, der sich diesen Schatz in einem Pferdegestall erworben hat. Schwären solcher Düngeereise sieht man tagtäglich durch die Porta Capuana den Paduli zufließen, ein Bild antirömischen Lebens, denn schon vor zweitausend Jahren pflegte der römische Bauer, wie Rommisen in seiner römischen Geschichte erwähnt, den Efel für solchen Zweck zu benutzen.

### Sinnsprüche.

Das ganze Geheimniß, das Leben zu verlängern, besteht darin, es nicht zu verkürzen.

Auf der schwanke Blume, die vom Winde geschüttelt wird, klammert sich die Biene fest und saugt emsig den Honig, — so auch genießt der Mensch das Erdleben, und der Boden zittert unter ihm.

## Der Basilisk.

Novelle

von

Emil Peschka.

(Schluß.)

Rur selben Zeit, da Hans Spanning also auf die Hand der Jungfrau verzichtete, lag Salome auf ihren Knien vor dem Bilde der Gottesmutter im Kloster Himmelforten. Gegen Abend war es still und einsam in der Kapelle, und deshalb wählte sie diese Stunde, um ihrer Andacht genug zu thun. Während die Muhme in der vordersten Kirchenbank saß, hatte sie sich auf die Steinstufen geworfen und klagte der Himmelskönigin ihr Leid. Und wie sie nun mit frommen Augen zu dem mit den ersten Rosen geschmückten Bilde emporschaute, da kam es ihr in den Sinn, was man sich von dem Kloster erzählte. Vor langen Jahren lebte da eine schöne junge Nonne als Pförtnerin und in ihrer Brust erwachte plötzlich eine ungestüme, heiße Sehnsucht nach der Freude der Welt. Und so trat sie eines Abends vor das Bild der Gottesmutter, legte die Schlüssel nieder und sagte: „Ich kann es nicht länger überwinden — walte du meines Amtes und laß mich ziehen!“ Und so zog sie in die Welt und siehe da — es wurden ihr bald der Leiden zu viel. Nur wenige Jahre waren verfloßen, da kam sie zu Tod erschöpft wieder vor dem Kloster an. Als sie aber an der Glode zog, da öffnete Maria selbst und legte mit mitleidvollem Blick die Schlüssel wieder in die Hand der Heimkehrerinnen. Sie hatte die ganze Zeit hindurch als Pförtnerin des Amtes gewaltet und von da an erhielt das Kloster zu St. Agnes den Namen „Himmelforten“. Und wie nun Salome sich dieser Erzählung entsann, da zog ein Gefühl freudiger Hoffnung in ihr Herz. Sollte Maria für sie weniger Mitleid empfinden als für die weltlustige Nonne? Für sie, die um nichts hat als um Abwendung des Unheils von ihrem Vater, die keine andere Freude verlangte als das Glück ihres Vaters und die dann gern zu den Füßen der himmlischen Pförtnerin sinken wollte mit der Bitte: „Nimm mich auf!“ Und nachdem sie so ihr Gelöbniß gesprochen hatte, zog eine selbe Sicherheit und ein solches Gottvertrauen in ihre Seele, daß sie fast fröhlich aussah, als sie sich nun erhob, um das Kirchlein zu verlassen. Ihre Wangen waren rosig erglüht, und ihre dunklen weichenblauen Augen, deren Lider noch vom Weinen geröthet waren, hatten einen solchen Ausdruck der Freude und Heiterkeit, daß die Muhme verwundert den Kopf schüttelte.

Auch der Jüngling, der, hinter einem Pfeiler verborgen, seit geraumer Zeit die Betende betrachtete, war nicht wenig erstaunt über dieses blühende Aussehen. Er empfand einen leisen Schmerz dazwischen, denn er hatte sich Salome ein wenig abgehärtet vorgestellt. Aber dieser Schmerz wurde bald durch die Wärme verdrängt, das Antlitz des geliebten Mädchens nun wieder sehen zu können. Er ließ keinen Blick von ihr, während die Muhme sorgsam ihren Rosenkranz und ihr Gebetbüchlein — das sie immer mittrug, obwohl sie des Lesens nicht kundig war — in den Taschen ihres Kleides verwahrte. Bald schweifte sein Auge über die schlank, von einem schlichten blauen Wollkleide umschlossene Gestalt, bald erfreute er sich an dem Reiz des goldrothen Haars, das in dicken Röpfen um das Haupt gewunden war, so daß es sich über der milchweißen Stirne wie ein Diadem erhob, und bald suchte er wieder nach den Spuren der Wangenröthchen, die ihr Lächeln so holdselig begleiteten. Nun hatte die Muhme Alles ordentlich versorgt und jetzt, da man sich zum Verlassen der Kirche anschickte, trat der Jüngling lächelnd vor und streckte den Frauen seine Hände entgegen.

Während die Muhme mit dem Schreckensruf: „Jesus, Maria und Josef!“ zurückfuhr, blieb Salome wie angewurzelt stehen und ein Schatten der Trauer glitt über ihr Gesicht. Aber dieser wich bald einem Ausdruck der Zärtlichkeit, sie ließ es geschehen, daß der Jüngling ihre Hand an die Lippen zog und mit heißen Küßen bedeckte, und sagte dann: „Martin, was habt Ihr gewagt? Wenn Euch mein Vater sähe —“

„Er ist ganz aus dem Haus,“ fiel jetzt die Muhme ein, „und wenn er uns mit Euch da gewahrte, er schläg' uns Alle zu Boden!“

„Und doch werd' ich ihn noch heute selber heimsuchen —“

„Um Gottes willen, was fällt Euch ein —“

„Erlaubt Ihr, daß ich kurz erzähle, wie ich hieherkam?“

„Erzählt — aber laßt uns hier in's Dunkel treten!“

„Als mich Euer Vater aus dem Hause gejagt hatte und ich dem wohlthätigen Junstgebrauch gemäß bei keinem andern Meister der Stadt Unterkunft fand, da wanderte ich gen Neustadt, wo ich's so gut traf, wie ich's nur wünschen konnte. Aber die Gedanken an Euch, Salome, verließen mich nicht, und immer wilder und wilder wurde die Lust in mir, Euch zu sehen. Und dann — dann hielt ich's halt nimmer aus und zog wieder gen Wien, mit etwas wie einer Ahnung im Herzen, als müßt' es mir nun besser glücken. Kaum war ich in die Stadt getreten, als ich von allen Seiten das Unglück verkünden hörte, das Euren Vater widerfahren. Und da ging es mir plötzlich durch den Kopf, just als hätte mich die heilige Jungfrau hergeschickt, um Euren Vater zu retten.“

Salome zuckte zusammen und ein heißer Dankesblick

fiel auf das Gnadenbild. „Ihr wollt — Ihr könnt das Unheil abwenden —“

„Ich glaube es zu können. Laßt mich schweigen vererbt — und laßt uns von etwas Anderem reden. Habt auch Ihr meiner gedacht, seid auch Ihr —“

Er hielt inne, denn Salome hatte sich plötzlich abgewandt und war vor dem Bilde der Gottesmutter in die Kniee gesunken. Dann, als sie sich wieder erhob, war sie wie verwandelt. Eine hohe, himmlische Ruhe sprach aus ihrem Antlitz und in ihren Augen lag etwas wie schwärmerische Verzückung.

„Laßt uns jetzt nach Hause geh'n,“ sagte sie, „der Vater könnte uns vermissen. Und thut, was Ihr thun sollt.“

Sie reichte ihm die Hand. Er aber schlang mit wilder Hast den Arm um ihren Leib und zog sie an sich, ehe sie sich dessen erwehren konnte. Und als sie seine Lippen auf den ihren fühlte, da hielt sie ein geheimer Zauber trotz ihres Widerstrebens fest. Dann aber entwand sie sich ihm rasch, nahm den Arm der Muhme und zog sie mit sich fort. Der Jüngling sah ihr, verwundert über das seltsame Wesen, noch eine Weile nach und verließ dann das Kloster in einer andern Richtung.

Am nächsten Tage verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß der Bäckergehülfe Martin Garbühl es unternommen wolle, den Basilisken zu tödten. Daraufhin lief vor dem Hause Schmidhuber's neuerdings zahlreiches Volk zusammen und Herr Heinrich Pollitzer, der Weltweisheit Doktor, der — wie immer, wo es ein Volksgebränge gab — gerade des Weges daher kam, erklärte, daß eine solche Tödtung wohl möglich, aber ein sehr gefährliches Ding sei. Die Sage, daß man dem Unthier einen Spiegel vorhalten müsse und daß es dann aus Entsetzen über seine eigene Scheußlichkeit ersterbe, sei durchaus kein bloßes Spiel der Phantasie. Das sei bei verschiedenen Gelehrten als Thatsache verzeichnet und sei deshalb auch unumstößlich wahr, wie ja auch der Basilisk selbst, dessen Existenz gewisse Leute noch immer leugnen wollten, schon von Plinius dem Ältern beglaubigt sei, der ein solches Thier ganz genau beschrieb und der doch von Verus Naturforscher war, so daß man an seinen Lehren nicht zweifeln konnte. Die Leute staunten natürlich höchlich ob der Gelehrsamkeit des Doktors und Mancher beschloß im Stillen, bei allen Gebrechen und Leiden, die ihn in Zukunft befallen mochten, nur noch Herrn Pollitzer zu Rathe zu ziehen, der sogar Basilisken beschreiben konnte, während der Medikus Wolfgang Laz sich über seine Unwissenheit damit hinaus half, daß er das Unthier in das Gebiet des Fabelreiches verwies. Den Bäckergehilfen aber bemitleidete man, daß er um der rothhaarigen Maid willen sein Leben auf's Spiel setzen wollte. Denn auch das war bekannt geworden, daß Martin die Hand Salome's als Preis erhalten sollte, wenn das Werk gelänge, und Herr Hans Spanning setzte darüber eine Unzahl von Scherzen in Umlauf, die bald in der ganzen Stadt wiederhallten.

An dem Tage, da die That geschehen sollte, war der ganze Tempelhof dicht mit Menschen gefüllt. Schmidhuber hatte das Thor seines Gehöftes weit öffnen lassen, und die Muthigsten und Neugierigsten aus der Menge umstanden so den Brunnen, der durch die Knechte des Stadtrichters vor unmittelbarer Berührung geschützt war. Weber der Meister noch seine Tochter ließen sich sehen und Martin erschien allein mit seiner Strickleiter über der Schulter. Als er aus der Thüre trat, grüßte er lachend nach allen Seiten, die Zunächststehenden riefen ihm ein fröhliches „Glück auf!“ zu und bald erscholl auch draußen vor dem Hofe brausender Zuruf. Martin war mit wenigen Schritten beim Geländer des Brunnens, hatte seine Strickleiter ein, sprach ein kurzes Gebet und verschwand dann in der Tiefe. Droben waren indeß die Freudenrufe verstummt und Keiner fühlte Lust, ein Gespräch zu beginnen. Es war plötzlich still wie auf einem Kirchhof geworden und Alles blickte mit gespannten Mienen nach dem Punkte, wo Martin wieder erscheinen mußte.

Minute um Minute verstrich, aber der Jüngling kam nicht. Man wurde unruhig, ängstlich, und die Frauenzimmer riefen den Stadtknechten zu, sie möchten doch an der Leiter ein wenig zupfen, damit man wisse, ob Martin noch darauf stehe oder unter dem Gistblich des Basilisken schon tot in die Tiefe gesunken sei. Aber die Stadtknechte waren grobe Gesellen und hatten nur ein raues: „Ihr werdet's noch erwarten können!“ zur Antwort. Da machte ein vorwichtiges Jüngferlein kurzen Prozeß, schlüpfte zwischen den Beinen eines der Reifigen durch und stüßte rasch nach der Leiter. Die Knechte saßen sie schleunigst und schoben sie wieder zurück, nicht ohne ihr ein paar Kniffe und Püffe zu verfehen, die nicht so zärtlich zum Ausdruck kamen, als sie gemeint waren. Aber die Dirne fühlte nichts und schrie nur wie wahnsinnig: „Er kommt, er kommt!“ Und brausend erscholl bald überall der Ruf: „Er kommt, er kommt!“

Und nun sah man, wie sich die Strickleiter an den Haken bewegte, und bald darauf schwang sich Martin über das Geländer. Sein Gewand war beschmutzt und zerissen, sein Antlitz zertrübt, seine blonden Haare hingen im wirren, schmutzigen Büscheln um seine Stirne. Als er im Freien war, schnappte er mühsam nach Luft und dann sank er wie todt zusammen.

Herr Pollitzer war sofort neben ihm, hielt ihm ein Fläschchen unter die Nase und hatte das Vergnügen, daß sich sein Patient schon nach wenigen Minuten erhob. Martin



Pflanzen zum Nutzen und zur Zierde.

Von  
M. Fries.

I.

Die Gartenrose (Rosa centifolia).

Die Centifolia ist in der That eine der schönsten Blumen der ganzen Gattung, durch ihre Größe und starke Füllung von nahezu hundert Blättern, ihr schönes Roth, ihren angenehmen Geruch und ihren officinellen Bestandtheil, das ätherische Oel, der sie als Heilmittel fähig macht, verdient sie nicht allein als Zierpflanze, sondern auch als Arzneimittel alle Beachtung. Werden die Rosenblätter an der Luft ohne Einwirkung der Sonnenstrahlen getrocknet, so daß sie ihre schöne lebhaft rothe Farbe und ihr ätherisches Oel beibehalten, so verdienen sie im Aufguss als Thee Berücksichtigung, denn solcher ist nicht allein ein sehr liebliches Getränk, sondern ist auch ein auflösendes und reizmilderndes Mittel, das bei Fieberkrankheiten der Kinder alle Beachtung verdient, weil ihn die Kinder wegen seines angenehmen Geruchs gerne trinken, wenn sie auch sonst nichts annehmen wollen.

Bei dem Sammeln der Rosenblätter darf man die geeignete Zeit nicht übersehen, und hat dieses bei einem größeren Rosenstauden füglich zu geschehen. Die Blätter werden von den völlig geöffneten Blüten genommen und entweder im frischen Zustand verwendet oder sorgfältig auf Nahmen und nicht der Sonne ausgelegt getrocknet und hernach gut verschlossen in Gläsern aufbewahrt.

Die Rosenblätter werden zu verschiedenen Präparaten angewendet:

Rosenwasser (Aqua rosarum). Ueber 10 Gramm frische Rosenblätter werden 80 Gramm Wasser gegossen und diese Flüssigkeit abgezogen. Dieses stark und angenehm wie Rosen riechende Wasser bekommt aber den angenehmen Geruch erst einige Zeit nach der Destillation vollkommen.

Rosenssige (Acetum rosarum) wird namentlich von der Essigrose (Rosa gallica) gewonnen durch das Uebergießen dieser Blätter mit heißem Essig. Die Blätter werden vierzehn Tage der Einwirkung der Sonne oder sonstiger Wärme unterworfen, die Flüssigkeit ausgepreßt und der Essig filtrirt.

Rosenhonig (Mell rosarum). Frische Rosenblätter werden mit siedendem Wasser übergossen, dann zwölf Stunden kochen gelassen und die Flüssigkeit durch ein Tuch gepreßt. Zu einem halben Kilogramm von dem so erhaltenen Rosenwasser wird ein Kilogramm gereinigter Honig beigegeben und diese Flüssigkeit zu einer Syrupdicke am gelinden Feuer unter beständigem Umrühren eingedampft.

Rosendöl (Oleum rosarum) wird aus den Blumenblättern durch Destillation gewonnen.

Rosenpomade (Unguentum rosarum). 16 Gramm geschmolzenes Schweinefett wird mit Rosenwasser abgewaschen und die Flüssigkeit abgeseiht, hernach 6 Gramm frisches Rosenwasser beigegeben und durch anhaltendes Reiben in einer hölzernen Schale zu einer weichen Salbe gemischt und mit wohlriechendem Oel parfümirt. Diese Mischung ist als Haarpomade sehr häufig im Gebrauch.

Hunde als Fischer.

Dass Hunde zum Fischfang abgerichtet werden können und mit ihrer Fertigkeit die händigen Gehilfen von Fischern werden, ist wohl manchem unserer Leser etwas Neues. Die Fischer von Colwyn-Bay an der Küste von Nord-Wales sind bequeme Leute. Anstatt Tag für Tag die See hinauszufragen und dieselben wieder aufzusuchen, haben sie einen Steindamm in das Meer hinausgebaut und auf diesem von Pfählen und Weidengeflecht in Form einer plattliegenden Sechse eine fortwährend arbeitende Fischhalle erbaut, die bei sinkender Flut den nöthigen Vorrath von Fischen und anderem Seegethier liefern muß. Der Bau ist nicht weniger als fünf englische Meilen lang und etwa zwei englische Meilen breit, er kann also schon eine tüchtige Anzahl von Fischen, Hummern und anderen Thieren fangen, die Hauptfache bleibt jedoch die, daß die steigende Flut recht viel Gethier mit sich bringt. Und nun sitzen die Fischer ruhig und warten, bis die Ebbe eintritt und die große Halle sich Zoll um Zoll aus dem Wasser hebt. Sobald das aber geschieht, beginnt auch der Fang. Wenn überall sonst das Wasser abgelassen ist, hält sich eine Schicht desselben noch im äußersten Bausche der liegenden Sechse, wo ein vergitterter Durchlaß das weitere Abfließen nicht hindert, wohl aber alle größeren Fische zurückhält. Und hier nun werden die Thiere von Menschen und den abgerichteten Hunden in Massen gefangen und in große Kübel geworfen. Niedrig und stark gebaut, langhaarig und mit einer langen Ruthe versehen, schwarz oder schwarz und weiß von Farbe, gleichen diese Hunde unseren Hühnerhunden, aber sie sind kleiner und viel gedrungener als unsere deutschen Jagdhunde. Sie gehen nicht etwa nur so weit in's Wasser hinein, als sie Boden unter sich fühlen, sondern sie folgen den entleerten Fischen auch schwimmend und suchen sie zu fassen, und oft genug gelingt ihnen das auch, wenn schon der gewöhnliche Fall der bleibt, daß sie den Fisch, der sich im leichten Wasser oder auf trocken gelegtem Sande umherwälzt, fassen und ihren Herren zuschleppen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Hund einen Fisch packen und halten kann und dabei ihn doch nicht verlegt. Aber es wird hier täglich vorgeführt, man kann an den von Hunden herausgetragenen Fischen nur vier rothe Punkte wahrnehmen, die Marken der Eckzähne des Ober- und Unterkiefers. Geradezu bewundernswürdig ist die Kraft, die

diese Hunde beim Halten des Fisches entwickeln. Es werden hier Laich von zwei und zwei und einem halben Fuß Länge gefangen, und diese Thiere schlagen, wenn der Hund sie oben im Genick, wie einen Haken oder einen Fuchs, zu fassen sucht, mit dem Schwanz nach allen Seiten um sich, schnellen sich bis vier oder fünf Fuß vom Boden in die Höhe und suchen in Sprüngen auf dem Sande hin dem Jäger zu entkommen, aber die strammen Hunde lassen von der Beute nicht ab, sie umkreisen, überspringen und halten den Fisch sogar mit den Vorderpfoten nieder, bis sie ihn regelrecht im Nacken, kurz hinter dem Kopfe, wo der glatte Kumpen am breitesten ist, haben packen können, und ist die einmal gezeichnet, dann ist für den Fisch ein Entkommen nicht mehr zu denken. Die kleinen, auch die flachen Fische sind natürlich noch schneller in der Gewalt des Hundes, Heringe müssen zu zweien und zu dreien daran, und Hummern, Austern oder See-spinnen werden mit einer Schnelligkeit von den Hunden aufgegriffen, daß man sich eines lauten Lachens über die kurze Art des Verfahrens, mit den Krustenthiere umzuspringen, nicht erwehren kann. — Natürlich sorgen die Fischer hier dafür, daß diese, wie sie behaupten, einzig in der Welt existierende Hundefamilie nicht aussterbe: jedes junge Thier muß jedoch besonders zum Fischfang abgerichtet werden, und das geschieht, wie die Leute behaupten, an kleinen und großen Glasflaschen und dann später an extra zum Anlernen der Hunde lebendig eingefangenen Fischen und anderen See-thieren. Erst dann, wenn der Hund den Fisch nicht mehr verlegt, darf er mit auf den Fang ausziehen, und noch feiner der Hunde aus dieser Zucht soll, so versichern die Fischer, fehlgeschlagen sein.

Bakterien in Ziegelsteinen.

Daß nicht nur der Hausschwamm der Feind unserer Gebäude ist, welcher, seine Zerstörungen im Balkenholz beginnend, von dort seine Gewebe entsetzt und mit ihnen das Mauerwerk durchdringt und zerstört, sondern daß die Zerstörung von Ziegelmauerwerk auf die Thätigkeit von Bakterien zurückzuführen ist, darüber hat der französische Pariser Untersuchungen angeheft und in «Bulletin de la société d'Etudes scientifiques de Finistère» veröffentlicht. Nachdem Parize bemerkt, wie das Bröckelig-Pulverig-Werden von Ziegelsteinen in Mauerwänden, welches schließlich mit der gänzlichen Zerstörung der Steine endigt, bisher den Einwirkungen der Feuchtigkeit oder des Temperaturwechsels zugeschrieben worden sei, erklärt er auf Grund seiner Beobachtungen diese Einflüsse als solche sekundärer Natur. Als er an einer Scheidewand in einem kleinen, festverschlossenen Gebäude bemerkte, daß an mehreren Stellen der Verputz blasenartige Aufreibungen zeigte, aus welchen beim Durchstoßen ein äußerst feiner roter Staub hervorkam, wurde eine Auflösung dieses Staubes mit destillirtem Wasser oder Alkohol bewirkt und unter das Mikroskop gebracht; bei dreihundertmaliger Vergrößerung zeigte sich neben amorphen Mineralgebilden und aus dem Lehm stammenden Kieselhydrat eine große Menge lebender Mikroorganismen, welche alle mit erstaunlicher Schnelligkeit sich bewegten. Mehrere waren gerade im Stadium der Theilung. So wunderbar das Vorhandensein dieser Organismen, ihr reges Leben und sogar ihre Vermehrung an einem solchen Orte und unter mindestens 6 mm Kalkstärke erschein mochte, so war dem Forscher noch Erstaunlicheres vorbehalten. Nachdem Parize die Oberfläche eines angegriffenen Ziegelsteins mit einer scharfen Bürste gereinigt hatte, bohrte er mit einem Bohrer ein 3 cm tiefes Loch in den Stein, dessen Inneres noch vollständig die normale Härte besaß, und siehe da, das aus der Tiefe herausgehobte Material zeigte die nämlichen Organismen, wenn auch nicht in derselben Menge, wie das von der Oberfläche entnommene. Alle die verschiedenen, der betreffenden Mauer entnommenen Steine wiesen die nämliche Erscheinung auf, überall auf der Oberfläche und im Innern massenhafte lebende Organismen. Unter den Folgerungen, welche Parize aus dieser Entdeckung über die Lebensfähigkeit und Lebensfähigkeit dieser mikroskopischen Wesen zieht, wird besonders darauf hingewiesen, daß die neue Beobachtung so recht geeignet sei, die Notwendigkeit der Desinfektionen von Wohnräumen, Krankenzimmern, Sälen, in welchen Infektionskrankheiten sich ereigneten, vor Augen zu führen, und daß die bisher angewendeten Mittel, welche sich auf Abtragen und Erneuern des Verputzes an den Wänden und Decken beschränkten, nicht mehr hinreichend erachtet werden können, wenn es den Krankheitskeimen möglich ist, auch im Innern der Steine nach zu vegetiren und weiter zu leben. Nach den neuesten Untersuchungen bietet das geeignetste Mittel zur Desinfektion die Anwendung von Chlorgas in einer mit Feuchtigkeit gesättigten Luft dar; dieses wird in äußerst billiger Weise durch Uebergießen von Chlorkalk mit Salzsäure gewonnen; eine sichere Desinfektion aller in lufttrockenem Zustande befindlichen Mikroorganismen wird erreicht, wenn ein Chlorgehalt von 0,3 Volumprozent drei Stunden lang, bez. ein solcher von 0,4 Volumprozent 24 Stunden lang einwirkt.

Das Recht der Erstgeburt.

Nirgends wird das Recht der Erstgeburt so streng respektirt als in Schottland. Nie würde es dort dem zweiten Sohne einfallen, den Platz des älteren Bruders zu beanspruchen, falls dieser zugegen; zum Beispiel am Tische die Stelle des abwesenden oder verstorbenen Vaters einzunehmen und die „Ehre“ genießen zu wollen, die mit dem Vorlegen von Fisch, Braten u. s. w. verbunden ist; nie würde der jüngere sich herausnehmen, der Mutter, oder wenn Gäste da sind, der Dame, welcher die meiste Ehre erwiesen werden soll, statt des älteren Bruders den Arm zu bieten. Die Vorräthe der Schweifern vor den Brüdern in allen gesellschaftlichen Beziehungen sind große, aber selbst die Töchter unter sich halten, bei aller Liebe, streng an dem Vorrang der ältesten fest; es zeichnet sie aus, daß sie allein den Familiennamen mit dem davor gesetzten Miß führt, während die übrigen Miß Edith, Miß Mary u. s. w. sind. Das Vereiten und Vertheilen des Thees gebührt nur ihr; sie würde sich diese Ehre um keinen Preis nehmen lassen. Erst wenn sie sich verheirathet, geht diese Würde auf die nächste Schwester über.

blicke verstört um sich und sagte endlich schwer athmend: „Er ist todt!“ Und: „Der Basilisk ist todt!“ scholl es weiter bis zu den letzten der Neugierigen.

Jetzt aber ermannte sich Martin und begann zu erzählen. Je tiefer er in den Brunnen drang, desto bestemmender legte sich ihm der Gifthauch des Thieres auf die Brust, und desto heftiger erwachte in ihm die Lust, nach der Tiefe zu sehen. Aber er widerstand und er spürte schon das Wasser unter seinen Füßen, ohne daß er auch nur einen Augenblick sein Auge nach unten gewendet hätte. Jetzt wurde plötzlich der Geruch noch betäubender, ein grünlicher Lichtschein zuckte um seine Augen und ein seltsames, widerliches Geräusch wurde hörbar. Schnell zog er seine polirte Metalltafel hervor und hielt sie, während er mit der einen Hand die Leiter fest umklammerte, mit der andern in der Richtung, aus welcher er das Geräusch vernommen hatte. Dann drehte er den Spiegel nach verschiedenen Seiten, fährte unterschiedliche Bewegungen damit aus, und endlich gab es etwas, was er in seinem Leben nicht vergessen werde. Ein furchtbarer Jammerlaut erscholl, es wurde plötzlich hell und heiß wie in einem Glutofen, und um sein Gesicht flogen gelbe, rothe, grüne Feuerfarben und greulich stinkende Fleischstücken, die wie Massen geschmolzenen Metalls erschienen. Jetzt wandte er, sich immer fest an der Leiter haltend, sein Auge nach abwärts und da sah er auf der matt erleuchteten Fläche des Wassers auch den zackigen Schwanz des Thieres schwimmen und nicht weit davon das Krönlein erglänzen. Eine furchtbare Ermüdung überfiel ihn und nur mit dem Aufwand seiner letzten Kraft sei es ihm gelungen, emporzuklettern.

Als er geendet hatte, brachen die Umstehenden in lautes Jubelgeschrei aus und ein paar kräftige Männer hoben ihn auf ihre Schultern, um ihn Allen zu zeigen. Und überall ein Lüften der Hüte und Barett, ein Schwanken der Tüchlein und freudige Rufe, als gälte es, den Befreier der Stadt aus Feindesgefahr zu begrüßen. Martin Garbibi aber bat, ihn jetzt zu entlassen, damit er seiner lieben Braut und ihrem Vater die Kunde bringen könne.

Salome sah indessen, in trübe Gedanken versunken, auf der Bank neben dem mächtigen Thronosen, während ihr Vater mit großen Schritten in der Stube auf und ab ging. Es wurmte ihn tief, daß er sich von dem Gesellen seine Einwilligung zu dem Abenteuer doch hatte entlocken lassen, daß er dem Wahn der Menge nun selber schmeichelte. Und was mußte das Ende sein? Martin konnte nur mit der Kunde zurückkehren, daß nichts im Brunnen war. Daran würde natürlich kein Mensch glauben und Alles blieb beim Alten. Aber jetzt wurde plötzlich die Thüre weit aufgerissen und der Jüngling stand mit lächelndem Gesicht in der Stube.

„Er ist todt!“ sagte er und sandte Salome einen Blick voll heißer Liebe zu.

„Was ist todt? Was schwätzt Ihr da für Unsinn?“ fragte der Meister, seine üble Laune nicht verbergend.

„Der Basilisk ist todt. Ich hab' ihm getreu nach des Herrn Doktor Heinrich Polliger Weisung einen Spiegel vorgehalten und da zerplatzte das Scheusal. Es ist todt und Ihr seid befreit.“

Jetzt nahm des Meisters Gesicht einen erschreckenden Ausdruck verbissenen Grimmes an, er trat auf Martin zu, schüttelte ihn heftig an den Schultern und rief: „Also auch Ihr — auch Ihr glaubt den Unsinn?“ Dann lachte er höhnisch und schlug sich mit der Faust vor den Kopf.

Martin blieb ruhig und lächelte. „Meister, Ihr seid kein Mann für die Welt,“ sagte er. „Und wenn Ihr, so lange Ihr lebt, jeden Tag predigt, Ihr werdet die Dummheit nicht aus der Welt schaffen. Wollt Ihr sie bekämpfen, so müßt Ihr's mit ihren eigenen Waffen thun.“

Der Meister blieb stehen und sah den Jüngling verwundert an. Der aber fuhr lachend fort: „Seht — an dem Allem, was ich erzählt hab', ist ja kein wahres Wort. In dem Brunnen hab' ich nichts als Wasser gesehen, aber sie glauben Alles, weil ich auf ihren Wahn eingegangen bin. Ihr aber seid nun des Basilisks los, und ich bitte um Salome's Hand.“

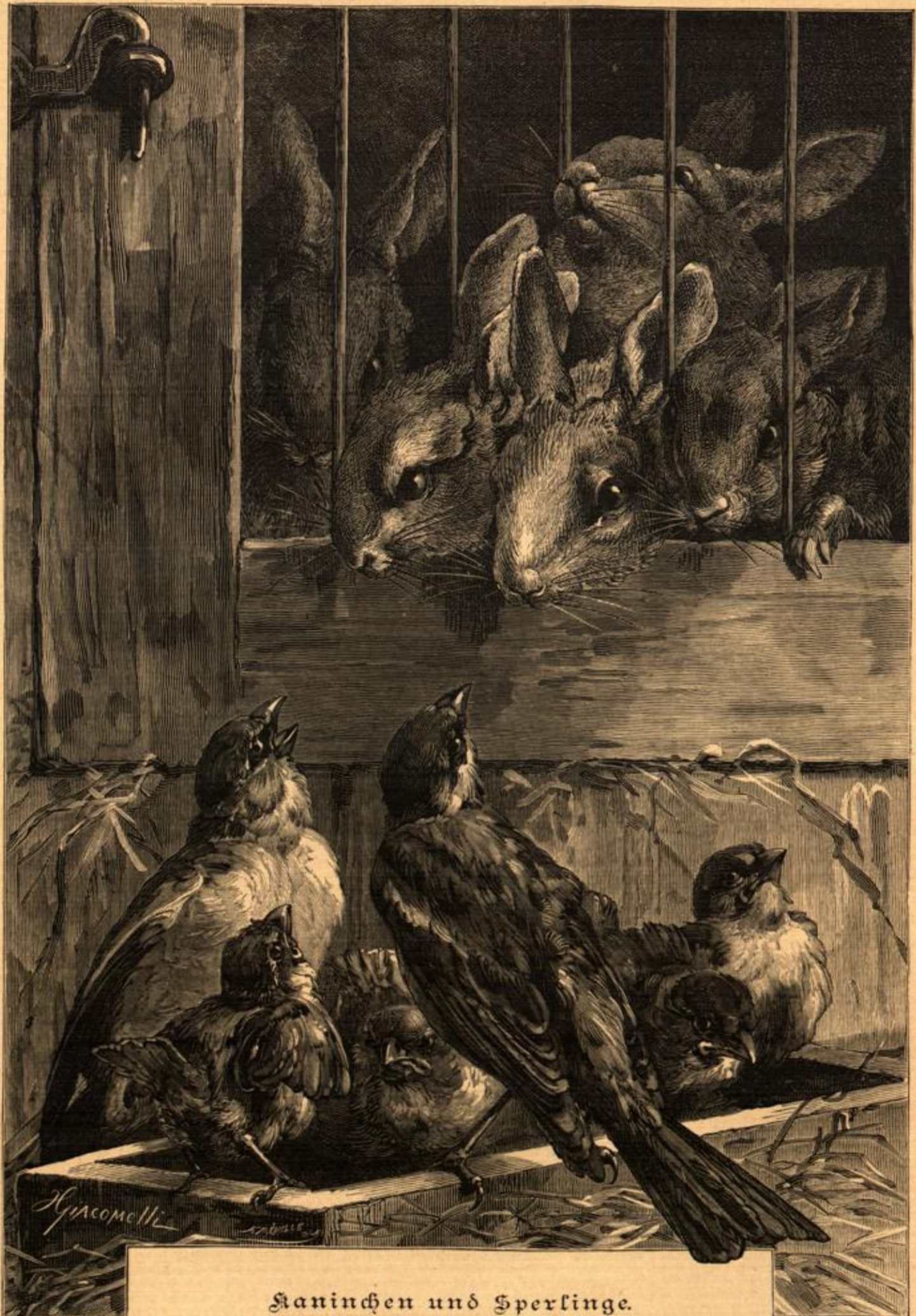
„Und mein Gelöbniß?“ sagte Salome schallhaft.

„Soll ich auch Euch nochmals predigen? Hat Euch die heilige Jungfrau nicht geholfen, dann schuldet Ihr auch nichts. Hat sie aber mich zu ihrem Stellvertreter erwählt, dann gilt Euer Gelöbniß auch mir, und Ihr müßt mein sein auf ewig! Hab' ich Recht, Meister?“

Des Meisters Brust hob sich gewaltig und mit einem mächtigen Seufzer sagte er jetzt: „Ihr paßt freilich besser in die Welt als ich. Das erseh' ich nun wohl.“

Salome aber hatte es willig gesehen lassen, daß Martin seinen Arm um sie schlang und ihren Mund mit heißen Küffen bedeckte, und an seiner Brust verlor sie die letzten Zweifel über die Richtigkeit seiner Auslegung. —

Der Basilisk war wirklich todt und er blieb es. Martin ebelichte Salome und betrieb das Handwerk des Vaters. Für dieses aber hatte das Luthier goldenen Boden gebracht, denn Alles wollte nun Martin Garbibi sehen, Alles wollte von ihm etwas über das schreckliche Abenteuer hören, und so war das Bedürfniß an Wecken und Kipfeln auf lange Zeit hinaus ein ganz ungewöhnlich großes. Und Martin fertigte seine Kipfeln und Wecken so schmackhaft, daß ihm auch dann Alles treu blieb, als die Basiliskenhysterie längst den Reiz der Neuheit verloren hatte und nur noch das Steinbild über dem Hausthor an die Heldenthat erinnerte.



### Kaninchen und Sperlinge.

Im Hofe vor der Kaninchen Stalle  
Da sitzen am Wasserbehälter von Stein  
Die Sperlinge kühn, sie trinken alle  
Und baden die Schwinger noch obendrein.

Die Kaninchen zürnend die Augen rollen,  
Als sie die stachen Diebe sehen:  
„Wir würden euch schon dafür strafen wollen,  
Wenn frei wir wären — um euch wär's geschehn.“

Die Sperlinge aber rufen entgegen:  
„Ihr Ackerer, wißt, daß kein Droschen uns stört,  
Wir haben noch niemals auf unseren Wegen  
Von muthigen Vögeln Etwas gehört.“

Fr. K. Seidl.

Wiener Praterbilder.

(Bild S. 40 u. 41.)

Unverwüßliches Wort „Prater“! Es hat Welttruhm und ist mit dem Wiens unzertrennlich. Und doch reicht es nicht weit in

die Vorzeit zurück. Es ist erst ein Jahrhundert, daß Kaiser Joseph, der Unvergessliche, ihn dem Volke erschlossen. Die Ostertage, in denen es eben ein Jahrhundert war, gingen ohne Feste, ohne mehr Sang und Klang, als die Praterstage überhaupt haben, vorüber. Außer dem „Wurstel“, dem Marionettenfigürchen, das durch drei Finger geleitet wird, ist nichts so alt im Prater, als sein Vorhandensein

für das Volk. Das Wursttheater, dieser ewige Ruhetempel für die Kinderwelt, diese unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit, hat dem Volksprater den populären, unverwüßlichen Namen gegeben. Die Schaukel ist im historischen Vorrang das nächste Amusement. Alle anderen, wie immer Namen habende Fuden sind jünger und sogar, wie ihr Aussehen von selbst errathen läßt, jüngsten Datums. Das Fürst-

Die Unzertrennlichen.

Nach Skizzen von Max Scholz.



Wer schleicht dort bis zum Abendgrau'n  
Im Busch und Wiesengrunde?  
Es sind zwei Unzertrennliche,  
Der Jäger mit seinem Hunde.



Dort an der Ecke steht, wer ist's?  
Was zieht er aus der Tasche? —  
Es sind zwei Unzertrennliche,  
Der Kante mit seiner Flasche.



Wenn hoch vom leichten Sangerüst  
Zieh'n duft'gen Raucher's Streife,  
Dann merk's, dort oben steht und dampft  
Der Maurer aus seiner Pfeife.



Und wenn's vom Schreibpult her duftet die  
Gleichwie der Rauch der Röhre,  
Dann wisse, der dort sitzt und schwitzt,  
Ist — der Kalkulator mit seiner Dohle.



Geh' auf die Prom'nade früh und spät,  
Stets lauscht du schau'n, wie mit Eifer  
Jedes Kindermädchen, jede Dame begafft  
Der Dandy mit seinem Kneifer.



Und seist du nun Graf oder Arbeitsmann,  
Ein Jeder wird sagen sich müssen,  
Dah' 'ne Tante oder 'ne Muhme er hat,  
Mit dem Kaffeetischchen, dem süßen.



Es will uns bedünken, ein anderes Bild  
Für untre Phantasie uns nichts taue  
Von einem schneid'gen Husarenoffizier,  
Als mit dem Monocle im Auge.



Wer geht auf der Straße, wer geht im Bureau,  
Als ob Sorge und Arbeit ihn drückte?  
Zwei unzertrennliche Dinge sind's,  
Der Aktuar mit dem Diensthattenküste.



Ob in der Winkelkneipe, ob im Café,  
Oder ob's im Hotel sei, ich wette,  
Man sieht stets als Unzertrennliche dort  
Den Kellner mit Frack und Serviette.

theater, von seinem nun verstorbenen Besitzer und dem Volks-  
tomiker so geheissen, ist beiläufig anderthalb Jahrzehnte alt. Es  
bezeichnet einen Fortschritt, denn ehemals war das Haus ein Assen-  
theater; noch mehr, es ist heute ein Zufluchtsort für Wiener Volks-  
komik, und da die frivole Operette der Ballet- und Coulissenbauern  
die anderen Bühnen einnimmt, so ist hier der Wiener Volksspoße

noch eine Stätte mit guten Kräften gewahrt. Die sogenannte Haupt-  
oder Nobelallee hat heute wie schon vor hundert Jahren die „Gesell-  
schaft“ für sich. Es will dieß Wort nicht im strengen Sinne genommen  
sein. Sie umfaßt das feiner gekleidete Publikum, das gerne sieht  
und gesehen sein will. Die höchste Aristokratie, der Kaiserhof in-  
begriffen, die Geldmacht, Beamtenwelt, Bürgerthum, alle diese

sind hier zu Wagen, zu Pferde, zu Fuße zu sehen, umringt von  
einer schaulustigen, neugierigen Volksmenge, die zuweilen ein  
halbes Hunderttausend erreicht. Der Raum ist für Alle und das  
Vergnügen ist ein allgemein getheiltes, namentlich mit jedem  
schönen Frühlingstage sich erneuerndes.

## Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Das kühle Verhältnis zwischen dem Herrn von Uthhusen und seinem schönen Gaste schien sich auch in der nächstfolgenden Zeit nicht bessern zu wollen. Albrecht sah das Fräulein nur bei den Mahlzeiten. Selbst vom gemeinsamen Nachmittagsbrot hielt sie sich, trotz Theba's bittendem Schmollen, häufig fern und überließ ihre Gastfreunde sich selbst. War sie anwesend, so floß die Unterhaltung nur spärlich, meistens einseitig, oder, falls das Fräulein theilnahm, kurz abgebrochen und häufig abstoßend. Das eintönige Leben im Polder bewegte sich daher auch ferner in sehr eng bemessenen Kreisen. Die zwei Herren waren auf den Feldern, auf dem Anwasche, auf dem Deiche beschäftigt, oder sie verbanden sich zu gemeinsamen Bootfahrten und Wasserjagen. Die beiden Damen lebten im Hause und im Gärtchen. Magda suchte Theba's schwache und häufig versagende Thätigkeit in den Geschäften der Hausfrau zu unterstützen. Zugleich widmete sie sich mit einer Sorge, die fast wie Fürsorge ausfiel, dem kleinen Fokko, dessen Ansprüche an Pflege und Unterhaltung häufig die Kräfte seiner zarten Mutter überwältigten. Theba hatte niemals zu den derben, zähen Naturen gehört; es war in ihr, körperlich wie geistig, etwas Unreifes zurückgeblieben; eine Unfertigkeit, die sich dann im Laufe der Jahre als Schwäche auszuwachsen pflegte. Auch das frische Seeklima hatte sie nicht zu kräftigen vermocht. Es schien zu herb für das zarte binnenländische Fräulein zu sein. Das Kind der weidlichen städtischen Pensionerziehung konnte auf dem derben, rauhen Boden seiner Heimat nicht wieder anwurzeln. So blieb auch ihr ererbter Besitz ihr fremd; das nahe Meer ängstigte sie; sein fast unaufhörliches Rollen und Brausen gab ihr schlaflose Nächte, in denen seltsam unheimliche, feindlich drohende Stimmen über den Deich her ihr überreiztes Ohr peinigten. In solchen schlimmen Stunden kamen ihr dann die Schilderungen wieder in den Sinn von den Schreckenstagen bei jenem Deichbruche vor vierzig Jahren, zur Zeit, als ihr Vater noch jung war. Freilich hatte damals Niemand Leib und Leben verloren, nur von schwerem Schaden an Feld und Vieh wurde berichtet. Aber niemals konnte die kleine Frau an dem tiefen, schliffbewachsenen Kolke vorübergehen, ohne daß die allzu rege Phantasie ihr die gleich einem schneegequollenen Wildbach über die Deichkappe schürzenden Schaumwellen vor die Einbildung führte. Schon bald nach Theba's Einzuge in den Brootenpolder als Albrecht Lammsdorf's junge Frau hatte sie der plötzliche Tod ihres Vaters jäh niedergeworfen. Sie hatte den Einsiedler vergebens gesucht, dann eine Magd die Leiter hinauf in den Thurm geschickt, um mit einer eiligen Botenschaft zum alten ten Broel durchzubringen. Plötzlich erschien die Dienerin wieder oben am erhöhten Eingange mit erschreckten Mienen und rief der ahnungslosen Herrin hinab: der alte Herr Tafe liege ganz blau und kalt am Boden! Da brach die Tochter in Krämpfen und Ohnmachten zusammen; es war einige Monate vor Fokko's Geburt. Das Kind gedieh zwar, aber die Mutter konnte den Schlag niemals verwinden. Es fehlte ihr fortan das widerstandsfähige innere Gleichgewicht.

Dagegen erschien Magda Brandau in der scharfen Luft der Küste bald wie neu belebt. Sie blühte sichtlich auf und zeigte in kurzer Zeit eine frische, kernige Färbung auf ihren von Natur blaffen Wangen, die nicht unbemerkt bleiben konnte. Als ihr jedoch Albrecht über ihr kräftigeres Aussehen etwas Artiges zu sagen wagte, ersuchte sie ihn kurzab, sich doch nicht um Dinge zu bekümmern, die ihm völlig einerlei sein könnten. Als nun gar Sybo Ukena schüchtern einzustimmen wagte, schloß Magda dem biedern jungen Landwirthe mit einer völlig unverdienten, beißenden Bemerkung „über die hier landesübliche Werthschätzung von Menschen und Vieh nach dem Gewichte“ den Mund.

Im Anfange von Magda's Aufenthalt im Brootenpolder war Sybo weniger ungnädig von ihr behandelt worden. Sie kannte ihn von einem Besuche her, den er der Tante Rosalie gelegentlich einer großartigen landwirthschaftlichen Ausstellung in der Hauptstadt gemacht hatte. Dort mußte sein ungelinktes, aber bescheidenes Wesen ihr nicht allzu sehr missfallen haben. Es war zu der Zeit, als Magda's Verlobung ihrem Bruche entgegenging. So in Anspruch genommen und schmerzlich bewegt, hatte sie den tiefen Eindruck, den Sybo's jungfräuliches Herz von dem schönen, stolzen Mädchen davontrug, nicht bemerkt. Als er jedoch hier in seiner Heimat und im vertraulichen täglichen Verkehr des nahe verwandten Hauses wagte, ein wenig aus sich heraus und seiner stolzen Göttin näher zu treten, da hüllte Magda sich alsobald wieder in die Wolke grossender Unnahbarkeit und wandte sich nicht minder von ihm ab, als von dem schönen und sympathischen, auch — wenn er wollte — liebenswürdigen und durch seine dilettantische Vielseitigkeit anziehenden Albrecht.

So gestaltete sich, zu Theba's herzlichem Kummer, das Verhältnis ihrer Freundin und ihres Mannes mehr und mehr zu einer dauernden, stummen Spannung, für welche die kleine Frau weder Grund noch Rath wußte. Drang

sie bei Magda auf Wandel, so wollte diese nicht einmal anerkennen, daß zwischen ihr und Albrecht kein unbefangener, natürlicher Ton und Verkehr statfinde. Ober sie schob diesen Mangel auf des Hausherrn gründlich unzureichendes Gefallen an seinem von Natur unliebenswürdigen Gaste. Wandte sich dann die bekümmerte junge Frau an ihren sonst so nachgiebigen und leicht umgänglichen Mann, so konnte dieser wohl mit vollem Rechte erklären, daß die Schuld der Disharmonie nicht an ihm liege und daß er kein Mittel mehr wisse, um das ungnädige Fräulein weicher zu stimmen. Denn sie komme ihm ja niemals auch nur haaresbreit entgegen. Im Gegentheil, sie schrumpfe vor jeder Annäherung, vor jedem artigen Worte sofort zusammen wie die scheue Blume Mimosa.

„Behandelte sie mich allein so schlecht,“ fuhr Albrecht eines Tages bei einem derartigen ehelichen Zwiegespräche heraus, „nun, so ertrüge ich es Deinetwegen mit männlichem Heroismus. Ich sage mit dem großen Altmeister:

Ueber Wetter- und Herrenlaunen  
Kunzte niemals die Augenbraunen.  
Und bei den Grillen der schönen Frauen  
Rust du nimmer vergnüglich schauen.“

Weshalb sie aber seit letzter Zeit gegen den armen Sybo, der doch dein Better und Gast ist, so stramm das Rauhe nach außen kehrt, verstehe ich nicht. Was ist denn sein Verbrechen? — „Er ist für sie begeistert,“ sagst Du. — Nun, daß man sie heimlich und ehrfürchtvoll anbete, erlaubte doch in alter und neuer Zeit jede Schönheitsgöttin, sowohl die aus Fleisch wie die aus Marmelstein.“

Da war nun allerdings Frau Theba hoch erröthet, nicht nur über Albrecht's allzu enthülltes und gewagtes künstlerisches Bild, sondern weil sie fühlte, sie habe etwas zu beichten.

„Ach Gott, lieber, guter Albrecht,“ begann sie zaghaft. „Ihr Mann kannte die Bedeutung dieser Einleitung.“

„Nun, was gib't's?“ fragte er herablassend. „Was drückt das Herzchen?“

„Ach,“ fuhr sie, ein wenig ernüthigt, fort, „ich fürchte, ich bin es, die Magda scheu gemacht oder gar verkehrt hat.“

„Was?“ lachte Albrecht verwundert, „auch Du, kleine Unschuld, hast das Kräutchen ‚Nähr'michnichtan‘ beunruhigt?“

„Ach ja, lieber Albrecht,“ gestand sie zu; „es war wohl recht ungeeignet. Aber da ich sah, wie sie den guten Sybo so wohlwollend behandelte, da habe ich ihn gelobt und gesagt, wie ich mich freuen würde, wenn er ihr gefiele.“

„Nun,“ fragte Albrecht weiter, „und wie wirkte das?“

„Ach, fürchterlich,“ lautete die klägliche Antwort. „Sie schlug das liebe, herrliche Marschenbuch, in dem wir gerade lasen, heftig zu, stand auf und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Abends hatte sie dann wieder ihr Kopfwisch, nur um mich zu strafen.“

„Ich wollte, sie hätte Deines, arme Kleine, um sich selber zu strafen,“ grollte Albrecht. Er war verstimmt über der guten Theba unverdiente Kränkungen. Gleichzeitig aber erfüllte es ihn mit heimlicher Genugthuung, daß sein Widerstreben gegen Magda Brandau's Aufnahme in den häuslichen Kreis sich jetzt nachgehend als so wohl gerechtfertigt auswies.

„Ja,“ sagte er, ärgerlich lachend, „Du hast sie eingeladen, da sieh' nun selber zu, wie Du mit ihr fertig wirst. Ich habe nicht die Absicht, diese schöne Widerspenstige zu zähmen. Aber ich will um Deinetwillen sie ertragen. Wie lange wird denn das wohl noch dauern?“

„Ich fürchte, bis gegen Weihnachten wirst Du Dich plagen müssen, lieber, guter Albrecht.“

„Dann nehme ich nach der Ernte einen Herbsturlaub wie im vorigen Jahre, als das kalte Fieber mich plagte; — das Fräulein gleicht dem schlimmen Gaste, wahrhaftig! — und fahre geraden Weges an den Genjer See, um wieder etwas Alpen zu sehen und zu malen.“

„Tue das,“ stimmte Theba eifrig zu. „Sind wir dann allein, so komme ich schon besser mit Magda aus. Sie ist aber so merkwürdig mit Herren, — ich weiß gar nicht, — so — so —“

„Männerscheu, meinst Du?“ half ihr Albrecht weiter.

„Ganz recht,“ meinte Theba. „Ich glaube, es kommt von ihrer unglücklichen Verlobung her.“

„Daran fühle ich mich außer Verantwortung,“ versicherte Albrecht mit großem Ernste.

„Sie fürchtet, glaube ich, daß ihr der Rücktritt mißdeutet wird,“ suchte die kleine, gute Frau ihre widerhaarige Freundin zu entschuldigen. „Und dann —“

„Du meinst wohl: ein einmal gebranntes Kind scheut das Feuer,“ fiel er ihr neckisch in's Wort. „Aber ich bin doch wahrhaftig keine hitzige Flamme; sogar allzu kalt — wie Du meinst.“

„Pfui, Albrecht,“ belehrte sie ihn vorwurfsvoll, „es ist ja wegen Sybo!“

„Ach so,“ meinte er, „das ist allerdings weit weniger unpassend.“

„Aber sie hat — hat sich schrecklich verändert,“ wiederholte Theba sinnend; „früher fand sie es ganz selbstverständlich, daß alle Welt ihrer Schönheit huldigte. Und schön ist sie doch, nicht wahr, Albrecht? Jetzt bewunderst Du sie doch auch?“

„Nun ja, — allerdings — vom künstlerischen Standpunkte —“

„Ach nein,“ bestand sie, „sage es mir doch einmal ge-

rade heraus, daß Magda ein wunderbar schönes Mädchen ist. Und so schrecklich vornehm sieht sie aus!“

„Du meinst — abschreckend?“ fragte er.

„Pfui, Albrecht!“ zürnte abermals die kleine Frau, ihm ihre Hand auf den ungezogenen Mund legend. „Ich bewundere sie so sehr, ich kann sie gar nicht genug ansehen,“ versicherte sie, um ihn für sein lästerliches Wort „abschreckend“ zu strafen.

„Wünschst Du das von mir auch?“ fragte er neckend weiter.

„Nun, versteht sich,“ betheuerte sie aus ihrem einfältigen, vertrauensvollen Herzen. „Warum sollst Du Dich denn nicht über ein solches Meisterstück des lieben Gottes freuen dürfen, wenn Du auch der Mann eines kleinen, unbedeutenden Weibchens bist?“

„Das aber die Herzengüte selber ist,“ sagte er, sie an sich ziehend.

Theba widerstrebte nicht, ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern in ihren Argumenten, die den Blinden sehend machen sollten. „Und Du,“ fuhr sie fort, „verstehst es jedenfalls besser, ein so schönes und kluges Wesen, wie Magda ist, zu bewundern als der gute Sybo, denn sie ist so prachtvoll, daß ich wahrhaftig für jeden andern Mann ängstlich werden würde, außer für Dich.“

„Und warum nicht für mich?“

Sie sah ihn mit Verwunderung aus ihren großen Kinderaugen an und sagte:

„Du bist ja — mein Mann.“

„Gut gesagt,“ lobte sie ihr Gatte, „dennoch will ich es versuchen, an Deinem Altare mit zu beten. Aber leicht macht die Göttin es ihren Gläubigen nicht, das muß wahr sein. Sie küßt sie gründlich ab. Sie kommt mir immer vor wie die spanische Prinzessin, der wir einmal in dem reizenden ‚Neste der Zaunlöcher‘ begegneten, die sich zur eigenen Strafe in den Arm zwickte, wenn sie einmal einen Mann gegrüßt hatte.“

Theba lachte, küßte ihren Mann und verließ ihn heitern Herzens und bessern Muthes als sie gekommen war, denn sie hoffte, seiner Blindheit gegen der Freundin überlegene Reize und Gaben nun endlich den Staar gestochen zu haben.

Albrecht Lammsdorf hatte die redliche Absicht, sein Versprechen zu erfüllen. Er ließ es an mancherlei wohlgemeinten Versuchen nicht fehlen, den steinernen Gast durch artiges und entgegenkommendes Benehmen zu erweichen. Im Allgemeinen war es ihm in seinem bisherigen Lebensgange selten mißlungen, die Menschen, namentlich die Frauen, für sich zu gewinnen. Seine angenehmen, schmiegsamen Formen, die ruhige, gutmüthige Lässigkeit seines Wesens, sein gefälliges, ja ungewöhnlich hübsches, männliches Aeußere und seine vielseitigen, allerdings oberflächlichen und unfruchtbar kleinen Talente und Interessen gaben ihm für den täglichen Verkehr mancherlei anziehende Seiten. Jedoch schien diese Zauberkraft völlig wirkungslos gegenüber dem spröden Stoffe, aus dem Magda Brandau geschaffen war. Je mehr er sich bemühte, sich mit seinem Gaste zu beschäftigen, desto zurückhaltender wurde die schöne Fremde. Sagte er gar Artiges und Verbindliches, so erwiderte sie schroff, selbst unhöflich. Mit kurzen, kühlen Worten verbat sie sich „alle Komplimente“. In wenig verblühter Redeweise und in ziemlich gereiztem Tone gab sie bald darauf gelegentlich zu verstehen, daß sie in Albrecht's jetziger Art nichts mehr und nichts weniger als unbescheidene Scherze erblicke, welche — wie es scheine — alle Herren gegenüber einem einzelstehenden, wehrlosen, jungen Mädchen für erlaubt hielten.

Albrecht schwieg fortan vor einer so aggressiven Wehrlosigkeit und beschränkte sich gegen seinen unzugänglichen Gast auf die einfühlige, formelle Höflichkeit des wohl-erzogenen Birthes. Anfangs fühlte er sich durch Magda's harten Vorwurf gegen seine Ritterlichkeit verletzt. Bei weiterem Nachsinnen indessen sagte er sich, daß doch wohl irgend etwas in der jungen Dame Vergangenheit liegen müsse, irgend eine schwere Lebenserfahrung, die ihren Charakter also bis zur Schartigkeit zugescharft hatte. Er wußte, daß sie von guter Herkunft war, die hinterlassene Tochter eines hochehrenhaften Offiziers. Er wußte auch, daß sie arm war. Diese Armuth hatte das schöne, vielbewunderte Mädchen unter dem Drucke der eifrigen, zurathenden Tante Rosalie zur neigungslosen Verlobung mit dem ersten Manne getrieben, der ihr ernstlich seine Hand und damit eine Versorgung bot. Daß sie dieses Verlöbniß unter harten Kämpfen wieder aufgelöst hatte, gereichte ihr im Grunde zur Ehre. Daß ihr Stolz sich gegen den verhassten Gedanken sträubte, sich nochmals als begehrenswerthe Waare ausbieten zu lassen, erschien Albrecht's ritterlichem Sinne bald begreiflich. Doch das paßte nur auf den guten Sybo. — Was aber in aller Welt konnte die kühle, festbegrenzte Huldigung des verheirateten Mannes ihr in den Weg legen? Zur Betrachtung dieser kläglichen Frage erhielt Albrecht Lammsdorf täglich frischen, wenn auch unwillkommenen Anstoß. Und dadurch trat denn im Laufe kurzer Zeit dasjenige Ergebnis ein, welches die gute kleine Theba so lebhaft gewünscht hatte. Ihr Gatte gewöhnte sich mehr und mehr daran, sich mit seiner unverstöhnlichen Gegnerin zu beschäftigen. Er beobachtete sie im Stillen. Unfreiwillig überzeugte er sich, daß Theba nicht zu viel gesagt hatte; Magda war wirklich eine ungewöhnliche, eine fesselnde Schönheit. Sie hatte eines von den ganz besonderen Gesichtern, die unabwieslich zu denken geben und die uns in der Abwesenheit stets begleiten. Und so fest prägten sich ihre reinen Züge, ihre

hohe, ebennmäßige und zugleich biegsame Gestalt, das seltsame dunkle Leuchten ihrer mächtigen Augen seinem Gedächtnisse ein, so überwiegend nahm das unbequeme, lebendige Räthsel von seinen Betrachtungen Besitz, daß dieser anhaltend befangene Zustand begann in seine ruhigen, gleichmüthigen Gewöhnungen störend einzugreifen. Er suchte daher die Stunden des häuslichen Zusammenseins mit den beiden Damen möglichst abzukürzen und streifte mehr als sonst mit Plinte und Angel am Deiche und auf dem Anwache umher, um seine Schützenkunst an Enten und Seeschwalben zu üben, oder wohl gar den ruhig schwebenden Flug des stolzen Seeadlers zu überraschen. Aber auch dort war er nicht geborgen vor der seltsamen Anziehungskraft der abstoßenden, schönen Erscheinung. Fast täglich, wenn er zu bekannter Stunde seine Blinde unversehens über die langgeschweifte Linie der hochragenden Deichklappe schweifen ließ, sah er dort Magda Brandau elastischen Schrittes in der frischen, kühlen Seeluft auf und ab schreiten. Oder er entdeckte sie, auf dem Vorsprunge vor dem Kolke niedergelassen und emsig beschäftigt, mit Bleistift und Pinsel die stets wechselnden Bilder zu fesseln, die dort Sonne und Wolken, Ebbe und Flut jedem empfänglichen Auge in niemals erschöpfter Mannigfaltigkeit vorführten.

Und Magda's angeborenes Künstlerauge war durch das wunderbare, stets wechselnde Spiel der unermesslichen Masse unwiderstehlich gefesselt, die heute sanft plätschernd das Ufer küßt, dann zurückrollend freigebig das Land mit Muscheln und Algen bedeckt; die morgen in großem Andrang denselben Strand peitscht und benagt, eintönig und ewig bewegt, oberflächlich und unergründlich, friedlich und tödtlich. Heute ein Bild frischen, frohen Lebens, morgen ein tiefes, stilles Grab.

Wenn nach warmem, schwülem Tage die Sonne in goldigem Roth untergegangen war, dann lockte Magda auch die zarte Freundin mit sich hinaus in die sternklare Nacht auf den Deich. Denn das weite Meer will an diesem Abende leuchten! Seine Nähe ist nur noch an den leichtesten Schaumkämmen zu spüren, aber in ihrem überschlagenden Aufsprühen zeigen sich weithin glitzernde, bewegte Linien und Streifen in grünlichweißem Lichte. Die Oberfläche befüllt sich mit glänzenden, irdenden Sternen. Vom Grunde aus flammt ein spielendes Feuer; die erhellten Wellen erscheinen durchsichtig. Endlich ist der Strand allüberall bedeckt mit silbernen Lichtstreifen und fliegenden, funkenprühenden Schaumflocken. Und darüber, in der Ferne gen Osten, steht das feste weiße Licht des hohen Leuchtturms.

Lange Zeit verweilten sie dort in stiller, andächtiger Betrachtung.

„Gibt das ein Bild?“ fragte Theba, als sie am Arm der Freundin dem Hause zuschritt.

„O nein!“ erwiderte Magda ernst. „Dafür ist der Meister noch nicht geboren. Kein Sterblicher kann die Natur im strahlenden Festschmuck wiedergeben, sowie keiner das funkelnde Farbenpiel des Brillanten malen kann. Nur der Halbschatten taugt für unsere schwache Kunst.“

Albrecht hielt sich auch hiebei fern. Er lächelte anfangs mit kühler Ueberlegenheit ob der Kühnheit des künstlerischen Unterfangens. Er selbst hatte es nach kurzen Versuchen aufgeben müssen, dieser einfachen, großartigen Landschaft in der Wiedergabe auf Papier oder Leinwand auch nur annähernd gerecht zu werden. Dann war er, seiner Art entsprechend, der stets das Entfernte, zur Zeit Verjagte wünschenswerth und reizvoll erschien, zu seinen weit wirkungsvolleren Schweizerbergen mit ihren scharfen Formen, grellen Schneefeldern und tiefgrünen Matten zurückgekehrt. Bald jedoch entdeckte er, wenn die unvermeidliche Höflichkeit ihn im Vorübergehen bei der jungen Künstlerin anhielt, daß hier allerdings eine weit bedeutendere Kraft als seine dilettantischen Anläufe mit der schwersten Aufgabe siegreich rang. Und als er eines Tages auf Theba's Witten seine von ihr uneingeschränkt bewunderten Bildchen zur gemeinsamen Betrachtung in das große Wohnzimmer herabholte, entging ihm das flüchtige Lächeln nicht, welches während des Anschauens über Magda's ernste Züge huschte. Auf sein Andringen um eine Erklärung des erheiterten Eindruckes sagte sie ruhig: „Wenn Sie mich ernstlich fragen, so muß ich wohl ehrlich antworten: Sie malen ganz niedliche Alpen, aber mit — Nordseebeleuchtung.“

Theba lachte; Albrecht stimmte überrascht, aber gutmüthig ein. Um so mehr jedoch befestigte sich in ihm der stille Entschluß, sich dieser unbequemen Kritik seines Wesens und seiner Kunst baldigt durch den beabsichtigten Ausflug in die Hochgebirge und durch möglichst angedehntes Studium des Alpenhimmels zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Viechkönig“ von Wyoming.

Der „Viechkönig“ von Wyoming, einer der bedeutendsten Viehbesitzer im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika, ist A. S. Swan von Cheyenne City, welcher 200,000 Stück Vieh besitzt. Eine seiner Viehweiden ist 100 Meilen lang und 50 bis 100 Meilen breit, also größer als das Königreich Sachsen, und seine gesammten Weidelandereien an den Flüssen Laramie, Medicine Bone, North Platte etc. umfassen ein weit größeres Areal als das Königreich Württemberg. Swan ist 51 Jahre alt und kam 1853 mit 1000 Dollars in der Tasche von Pennsylvania nach Iowa,

wo er sich mit Viehandel und Viehzucht beschäftigte. Im Jahre 1872 begann er mit seinem Bruder Viehzucht in größerem Maßstabe in Wyoming und vergrößerte die ursprüngliche Heerde von 3000 Stück auf ihren heutigen Umfang. Das Geschäft wuchs so riesig, daß Swan es in fünf große Landcompagnien einteilte, von denen er Präsident ist. Eine der Compagnien, die Ogallala-Land- und Viehcompagnie von Nebraska, besitzt 85,000 Stück Vieh. Die Black-Hill-Compagnie von Dakota besitzt 85,000 Stück im Werthe von 2,250,000 Dollars, und Swan steht jetzt im Begriffe, seinen Antheil daran für 750,000 Dollars zu verkaufen. Seine neueste Unternehmung ist die Gründung eines Landfundikats und einer „Stockyard-Compagny“ in Omaha. Dort wurden 2000 Acres Land gekauft, welche theilweise zur Anlage einer Vorstadt, theils zur Anlage von Viehhöfen und Schlachthäusern bestimmt sind, die an Größe den Chicagoern gleichkommen und diesen die Zufuhr westlich vom Missouri abschneiden sollen. Von hier aus soll frisches Rindfleisch direkt nach den östlichen Märkten verfrachtet werden. Außer dem Mitbesitz an diesen verschiedenen Unternehmungen besitzt Swan persönlich in Wyoming 150,000 Acres eingezäuntes Land, sowie einen großen Landkomplex in Iowa, 40 Meilen von Des Moines, welcher auf 350,000 Dollars geschätzt ist.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Dichter und Tänzerin.

Ein französisches Blatt erzählt folgende Anekdote aus den Pariser Operntagen der Eskler: Fanny Eskler besaß eine sehr geräumige Garderobe, an deren Eingang zwei große Lakaien Wache hielten; aber man sah darin keine Leppiche, sondern nur — Kreide. Kreide auf dem Tische, Kreide auf dem Boden, auf der Toilette, denn die Kreide ist das unentbehrliche Hilfsmittel jeder Fußkünstlerin, die sich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um seinen faux pas zu machen. Eines Abends kam ein Bühnendichter Namens Bural zu Fanny, die ihm mit den Worten entgegenlief:

„Ich bin außer mir; ich soll sogleich auftreten und man hat mir meine Kreide gestohlen. Ich habe Alle schon um Kreide bitten lassen, aber Niemand will welche haben; man hat sich gegen mich verschworen, um mich zu hindern, gut zu tanzen. Sie schaffen mir Kreide, nicht wahr?“

„Aber, theures Fräulein, ich weiß nicht, wo ich sie finden soll!“

„Gehen Sie, ich zahle jeden Preis, Sie haben noch eine Viertelstunde, ehe der Vorhang aufgeht; ich erwarte Sie.“

Es war 11 Uhr und jedes Geschäft geschlossen. Herr Bural hatte keine Ahnung, wo er den ersehnten kohlen-sauren Kalk auf-treiben sollte. Er eilte jedoch fort, kehrte vor der Viertelstunde zurück und brachte zwanzig Stückchen Kreide mit.

„Was bin ich Ihnen schuldig?“ fragte Fanny.

„Zehn Gläser Zudermilch“, antwortete der Dichter, „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuser gehen, um diese Kreide zu stehlen.“

Parallele.

Mit den Damen ist schlecht „Sechsendechnzig“ spielen, da sie folgende Unarten an sich haben: Sie nehmen sich mehr, als ihnen zukommt, trumpsen ihre Gegner immer ab, halten nie Farbe, schauen häufig in fremde Karten, mischen Alles durcheinander, sind eitel, wenn sie Zwanzig haben, melden nie ihre Bierzig und erzählen's der ganzen Welt, wenn sie einen Buben bekommen.

Ein Bedienter ah unläugst Mustern, welche für seinen Herrn bestimmt waren.

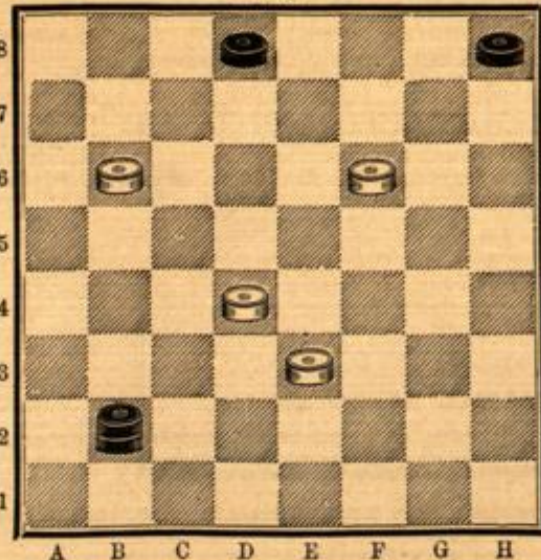
„Weißt Du,“ fragte er, „was sich darauf gehört?“

„Ja,“ antwortete der Diener, „eine Flasche Wein!“

Damespiel.

Aufgabe Nr. 2.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 1 in Nr. 2:

- 1) F 2 - E 3
2) D. C 5 - A 7
3) E 1 - D 2
4) D. A 7 - F 2 gewinnt.

Rösselsprung.

Table with 7 columns and 7 rows containing letters and numbers for a word puzzle.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 24:

Unter mir Blumen, Blumen der Erde; — Ueber mir Sterne, Blumen des Himmels; Duft steigt nach oben, Nicht sinkt nach unten; — Lustig und leuchtend, Grüßen und lässeln sich, Die sich so fern: Blumen und Sterne. Alles, was athmet, Seht's im Verborgenen heimlich und leise, Wägen es trennen, Enbloße Fernen, — Wie auch verschieden: Eins von dem Andern: — Eins wie das Andere folgt dem Triebe ewiger Liebe! Rudolf Sperling.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Dr. F. R. in R. Stimmungsvoll, aber für die „Illustrierte Welt“ nicht recht geeignet.

Hrn. C. v. H. in B. Natürlich erstreckt sich die Farbenblindheit auf die Hauptfarben; auf Schwarz wohl nicht.

Hrn. O. W. in Barmen. Auerbach's Briefe sind in Frankfurt a. M. bei Büttner & Poening erschienen.

Hrn. Emilie Grau in Hamburg. Der Vegetarierverein in Berlin führt den Titel „Deutscher Verein für harmonische Lebensweise“, zählt 170 Mitglieder und besitzt eine Bibliothek von 700 Bänden. Sind Sie nun zufrieden?

Hrn. W. Niebel in Freiburg. Durch die Verlagsbuchhandlung von D. Spamer in Leipzig können Sie sich ein Buch beziehen.

Hrn. Fr. v. B. in V. In der Türkei nimmt man es nicht so genau. Dennoch ist es gerathen, sich bei der Gefandtschaft zu melden für vorkommende Fälle.

Hrn. J. G. in Al. Den Apparat zur Verrichtung der Kuppen und Blutlauf erhalten Sie bei F. W. Graue in Wittenberge (Provinz Brandenburg), nicht Wittenberg a. E.

Hrn. J. Kuhn in V. Wir erinnern uns Ihrer Sendung nicht. Bitte, geben Sie den Titel und das Datum der Abendung an.

Hrn. G. M. in B. Freimaurermedaillen kauft Herr E. A. Petri in Böhlow i. M.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln etc. sind und zugegangen von: Fr. Babette Geißheim, Hermannstadt; Emilie Hallein, Berlin; Emma Suermond, Brüssel; Ottilie Winter, Kassel; Anna Hausmann, Ulm; Frida Verhaldi, Hannover; Frau Hermine Jäblin, Bern; Erna Vogel, Lübben; Hr. A. Heller, Jansbrunn; G. Friedrich, München; E. Wilms, Kiel; G. Jonstein, Brunn; T. Helmer, Ulm; G. Nagel, Würzburg; B. Mangold, Bamberg; P. Koller, Koblenz; S. Wimmer, Köln; T. Traus, Wühlhausen; P. Kehrlich, Straßburg; C. Greiter, Kroyen.

Hrn. Emilie J. in St. Gallen. Würden Sie weniger gern von einem Autor lesen, falls er verheirathet wäre? ... Bitte, und erst diese Frage zu beantworten.

Hrn. J. Gutzlaw in Potsdam. Britanniametall schmilzt im Feuer wie Zinn und es ist deshalb völlig klar, daß Ihre Thee-tanne über der Spiritusflamme schnell ein Loch bekam.

Anfragen.

5) Wie befreit man Handschuhe von Stockfäden?

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochkaper, Roman von Hans Wachenhufen. Fortsetzung. — Diebets. — Beim Bobulano, ein Lebensbild aus dem „glücklichen“ Campanien (Neapel), von Th. Trede. — Einsprüche. — Der Wokist, Novelle von Emil Beschau. — Schlus. — Aus Natur und Leben: Pflanzen zum Auen und zur Herde, von M. Fried; Hunde als Hüter; Batterien in Siegalsteinen; Das Recht der Erstgeburt. — Am Deiche, eine Geschichte aus den Märchen von Ludwig Preterbilder. — Am Deiche, eine Geschichte aus den Märchen von Ludwig Preterbilder von Compta. Fortsetzung. — Der „Viechkönig“ von Wyoming. — Humoristische Blätter. — Damespiel. — Rösselsprung. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Viebets, nach einem Gemälde von D. Schirren. — Wiener Vaterbilder, Originalzeichnung von G. Hofaurel. — Raminchen und Sperlinge, Zeichnung von H. Giacometti. — Die Ungetrennten, neun humoristische Bilder nach Schjrn von Nag Echth.

